

Serie 1 – Band 2 (Online-Ausgabe)

88 Kurzgeschichten

Opus 4–7

Paul Eduard

[as-print]

© Paul Eduard 2009

Online-Ausgabe auf www.lit-print.ch (Juni 2015)

Hinweis: Es handelt sich um den Urtext, der vom Autor noch nicht überarbeitet und von einer Drittperson lektoriert worden ist.

SERIE I

BAND 2

KURZGESCHICHTEN

(88 Kurzgeschichten)

OPUS 4 - 7

PAUL EDUARD

[lit-print]

Copyright by Paul Eduard 2009

Inhaltsverzeichnis

		Seite
OPUS 4	KUHLIEBE UND ANDERE GESCHICHTEN	2
OPUS 5	ALIASSE UND ANDERE GESCHICHTEN	44
OPUS 6	DIE FURCHTBARE NACHRICHT UND ANDERE GESCHICHTEN	86
OPUS 7	DER EISREGEN UND ANDERE GESCHICHTEN	128
Total Seiten		169

OPUS 4

KUHLIEBE

UND ANDERE GESCHICHTEN

(Geschichten 4)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Den wertvollen Inspiratorinnen und Inspiratoren gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 5
1 KUHLLIEBE	5 / 6
2 TSCHAU SEPP!	6 / 7
3 DAS TIERCHEN	8 / 9
4 DIE NEUE FRAU	10 / 11
5 KOMMISSAR TARNUZZERS SECHSTER FALL – Die Vermisste	13 / 14
6 GESCHICHTEN AUF BESTELLUNG	16 / 17
7 URS DER BÄR	19 / 20
8 MOBILE PET GROOMING - Amerikanische Impressionen	20 / 21
9 ERNESTO CAVOUR	23 / 24
10 DIE MAUER IM SCHLAF	24 / 25
11 DER SMS-KRIEG	26 / 27
12 DAS RENTNERALTER	28 / 29
13 HERBST	29 / 30
14 DIE RÄCHERIN	30 / 31
15 DAS DICHTERREFUGIUM	31 / 32
16 ICH KAUFTE ALSO BIN ICH	32 / 33
17 UEBUNGEN IN TRANSAKTIONELLER INTELLIGENZ	33 / 34
18 DIE NASCH-TANTEN	35 / 36
19 DIE LEERE WAND	36 / 37
20 IM WALSERDORF	37 / 38
21 WEGE ZUR VERHINDERUNG DES ABSTURZES	38 / 39
22 DER PANACHE-TRAUM	40 / 41
<i>Bestellhinweis</i>	41 / 42

VORWORT

Diese vierte Geschichtensammlung enthält wieder 22 Werke, erneut vergleichbar mit kleinen und grösserformatigen Bildern einer Ausstellung.

Es handelt sich wiederum um Eingebungen der Fantasie des Autors, ergänzt um Früchte seiner Beobachtungsgabe.

Viel Freude an der Lektüre!

Bern, im Sommer 2007

Paul Eduard

1 KUH-LIEBE

Ich weiss nicht, liebe Leserin, verehrter Leser, ob Sie meine Beobachtung auch schon gemacht haben: Es gibt so etwas wie Kuhliebe.

Auf einer grossen Weide unweit des Dörfchens, in dem ich meine Herbstferien verbringe, grast eine grosse Herde von Kühen, Rindern und Kälbern.

Zuerst sah ich die Szene nur beim Vorbeifahren im Auto: Das eine Rind, das Dunkle, leckte mit seiner grossen Zunge hingebungsvoll den Hals des anderen Rinds, des Weissen, dem diese Liebkosung sichtlich zu gefallen schien.

Als ich nächstes Mal an dieser grossen Herde vorbeifuhr, parkte ich mein Auto bei der Postautostation und spazierte einige hundert Meter die Strasse hinunter bis zum Punkt, wo ich der Herde ganz nahe war.

Was sah ich da?

Wiederum waren die beiden gleichen Rinder damit beschäftigt, sich gegenseitig zu liebkosen. Nur diesmal war's umgekehrt: Das weisse Rind leckte die Halsunterseite des schwarzen Rinds ab, das seinen Kopf zurückgeworfen hielt, um voll in den Genuss dieser Wohltat zu kommen, die längere Zeit andauerte.

Beim meinem dritten Besuch der Kuhherde war es wieder das dunkle, braune Rind, das den Hals des weissen Rinds mit seiner Zunge leckte.

Nun meine Frage: Können Rinder zueinander so etwas wie Zuneigung empfinden?

Oder ist diese Liebkosung des Halses des anderen Rinds eine rein praktische Handlung auf Gegenseitigkeit im Stil von: Mich kratzt mein Hals, von Ungeziefer gestochen. Also bitte lecke meinen Hals, damit diese kleinen bissenden Viecher von Deiner Zunge eliminiert werden! Dann, im Gegenzug, bin ich auch bereit, Deinen Hals von diesen ekligen bissenden Fliegen Mücken und anderem Ungetier zu befreien. So sind wir beide *better off* und wieder quitt.

Läuft das so ab?

Oder eben, gibt es etwas wie Kuhliebe? Kann Kuh Anita Kuh Betty besonders schätzen und gernhaben, sosehr, dass Kuh Anita auch bereit ist, Kuh Betty von schlimmen Peinigern im Fell zu befreien?

Und: Gibt es so etwas wie Kommunikation zwischen Kühen, die ja muhen können. Nicht umsonst war ja der erste Satz, den ich in der Schule schreiben gelernt habe: DIE KUH MACHT MUH.

Auch weiss ich, dass die Kühe eine Hackordnung unter sich haben. Die Leitkuh ist der Chef. Alle anderen Kühe folgen ihr.

Aber eben, gibt es auch Kuhliebe? Ich bitte die Spezialisten, mich in dieser Hinsicht aufzuklären!

2 TSCHAU SEPP!

Kürzlich befand ich mich im Zug von Bärenstadt nach Limmatstadt.

Im neumodischen Speisewagen sass eine Familie, vertieft ins Kartenspiel. Es spielten die Mama, zwei Söhne und eine Tochter oder Schwiegertochter.

Einer der beiden jungen Männer schien immer zu gewinnen. Er strahlte über das ganze Gesicht. Eins um andere Mal schrie er: „Tschau Sepp!“ Schon hatte er wieder gewonnen.

Auch der andere junge Mann machte einen glücklichen Eindruck. Er lachte in einem fort. Wie ein Kind, kam es mir vor.

Am gleichen Tag war ich in Herrenrain auf Besuch. Von der Bahnstation am See stieg ich ins Dorf hinauf und spazierte dann wieder zurück zum Seeufer.

Dort kam mir die Idee, mit dem Schiff nach Limmatstadt zurückzufahren.

Doch – wann ging denn ein Schiff? Ich betrachtete den Schiffsfahrplan, ohne daraus klug zu werden.

Um 19.00 Uhr sollte ein Schiff nach Limmatstadt fahren, sofern ich den Fahrplan richtig interpretiert hatte.

Auf der Schiffflände stand eine Familie, die ganz den Eindruck machte, Touristen zu sein. Eine junge Frau, die zu dieser Familie gehörte, sprach mich auf Englisch an.

Sie wollte wissen, wenn denn das nächste Schiff nach Limmatstadt fahre. Ich antwortete auch auf Englisch: „Ja, ich glaube, um 7 Uhr.“ Sie dankte mir höflich für die Auskunft.

Es wurde 19 Uhr. Weit und breit war kein Schiff zu sehen. Ich fragte einen Einheimischen, der auch auf dem Schiffssteg weilte, ob es heute überhaupt noch ein Schiff nach Limmatstadt geben würde.

„Ja sicher! Aber Sie müssen wissen: Das Siebenuhrschiff fährt normalerweise etwas später, vielleicht um halb Acht. So genau kann Ihnen das niemand sagen!“

Ich dankte dem Einheimischen für die Auskunft. Der Touristenfamilie gab ich bekannt, dass das Siebenuhrschiff erst später erwartet werde. Ich bat sie, sich zu gedulden, was mit freundlichem Lächeln quittiert wurde.

Dann hatte ich die glückliche Idee, den Einheimischen zu einem Bier in die nahe Uferbeiz einzuladen. Wir hatten ja den Schiffssteg gerade vor uns. Sollte das Schiff doch noch kommen, würde ich im Nu an Bord sein.

Wir setzten uns auf die offene Veranda. Nein, eine Pizza wollte ich noch nicht. Aber ein Bier, nein, ein *Panache*! Der Einheimische nahm ein Glas Wein.

Wir mussten recht lange warten, bis der Kellner uns das Gewünschte brachte. Ich war wegen des Schiffes ungeduldig.

Endlich kamen die beiden Getränke. Ich stiess mit dem Einheimischen an. Da ich bereits von diesem erfahren hatte, dass er jünger als ich war, schlug ich ihm vor, dass wir uns dutzen sollten, wozu er gerne einwilligte.

„Ich bin der Paul“, sagte ich.

„Ich der Sepp“.

„Freut mich!“

„Freut mich auch!“

„Prost!“

Wir tranken. Das *Panache* mundete herrlich.

Sepp erzählte mir im Schnellzugstempo sein Leben. Er war in Herrenrain geboren, hatte hier alle Schulen durchlaufen und dann eine Lehre absolviert. Seit 36 Jahren arbeitete er für die gleiche gute Firma in Limmatstadt. Sein Beruf machte ihm Freude. In einigen Jahren würde er sich pensionieren lassen. Dann wollte er nur noch seinen zahlreichen Hobbys frönen.

„Und die Liebe?“ fragte ich.

„Das ist eine komplizierte Geschichte! Das klappt nicht immer, wie ich möchte!“

Bevor mir Sepp mehr erzählen konnte, erschien das Schiff ganz links auf dem Seepanorama. Es stiess ein schreckliches Geheul aus, das wohl heissen mag: *Hier möchte ich an Land gehen!*

Ich musste, es war Zeit, zu gehen. Ich rief dem Kellner und zahlte.

Dann rannte ich zum Schiffssteg. Ich drehte mich beim Überqueren der Uferstrasse um, winkte meinem neuen Bekannten zu und schrie:

“Tschau Sepp!“

3 DAS TIERCHEN

Hunger sass auf der Terrasse des prächtigen Hotels, von welcher er eine wunderbare Aussicht auf die Schweizer Schneeberge hatte.

Er bestellte eine Portion Kaffee. Dazu ass Hunger ein Stück Kuchen.

Am Nebentisch hatte sich eine Dame niedergelassen, deren Alter Hunger auf 40 bis 50 schätzte. Da er selbst gegen die Sechzig ging, gefielen ihm die Frauen dieser Altersklasse besonders gut. Sie waren für ihn genau das Richtige: weder zu alt noch zu jung, lebenserfahren, hübsch, aber auch noch bereit, etwas Neues zu erfahren und zu erleben.

Die Dame am Nebentisch war besonders apart und gut angezogen. Hunger fand sie sehr anziehend. Doch er kannte sie ja nicht und wollte sie auch nicht stören. Er hatte keine Absicht, mit der Dame ins Gespräch zu kommen oder sie sonst wie kennen zu lernen.

Seine Nachmittagsbeschäftigung bestand nun gerade darin, auf der Terrasse des schönsten Hotels der Schweiz Kaffee zu trinken, die milde Herbstsonne zu geniessen und die Aussicht auf die weissen Schneeberge zu geniessen.

Das Handy der Dame läutete. Sie hielt das mobile Telefon an ihr zierliches Ohr und sagte: „Hallo!“ Dann hörte sie aufmerksam zu, was die unbekannte Person zu ihr sagte.

Dann lachte die Dame. „Ja, mein *Tierchen*, ich freue mich darauf, Dich heute abend zu sehen! Aber das wird spät werden. Ich muss den Zug nehmen zuerst nach Bärenstadt, dann weiter nach Limmatstadt, und dort muss ich erst noch umsteigen. So um 10 Uhr abend, mein liebes *Tierli*, bin ich bei Dir. Ich freue mich!“

Das Handy-Gespräch plätscherte weiter vor sich hin. Hunger achtete sich nicht besonders darauf.

Erst am Schluss hörte er wieder hin. Die Dame sagte: „also, *mis lieb's Tierli*, ich freue mich darauf, Dich heute abend noch zu sehen! Tschüss!“

Sie legte ihr Handy auf die Seite und widmete sich wieder ihm Tee und einem Stück Torte. Die Dame warf Hunger einen Blick zu, der verriet, dass sie sich in Männern auskannte. Jedenfalls glaubte Hunger zu erraten, dass die Dame ihn für einen Mann hielt, der ein leises Interesse von ihrer Seite verdiente.

Hunger warf der Dame ebenfalls einen anerkennenden Blick zu. Damit hatte es sich.

Wenig später zahlte die Dame und erhob sich. Sie verliess die Terrasse Richtung Bahnhof. Hunger grüsste die Unbekannte freundlich, als sie an ihm vorbei rauschte.

Als die Dame nicht mehr sichtbar war, stellte sich Hunger die Frage, wer wohl den Kosenamen *Tierchen* oder *Tierli* verdiente. War das ein besonders lieber Mann, der so zärtlich und anschmiegsam war wie ein Kater? Oder war es ein Mann, der

ausgehungert war nach der Dame wie ein wildes, einsames Tier?

Hunger wusste nicht, was in Tat und Wahrheit zutraf.

Auf alle Fälle fand er den Kosenamen speziell, ja witzig. Vielleicht beruhte er auf bloßem Zufall, vielleicht aber verbarg sich hinter ihm eine ganze Geschichte, oder eine strukturelle Situation.

Er liess sich Sache auf sich beruhen und wendete sich wieder dem Kaffee und der schönen Aussicht zu.

4 DIE NEUE FRAU

Im Theaterstück *Der Milliardär in den Schweizer Bergen* kommt der Typus der *neuen Frau* ansatzweise vor.

Andrea kann in ihrer Beziehung zu Jonny als Beispiel einer solchen *neuen Frau* verstanden werden.

Was zeichnet die *neue Frau* aus?

Die *neue Frau* ist durch und durch selbstbestimmt. Man könnte auch sagen: Ich-bestimmt, äusserst selbstbewusst und egoistisch.

Sie tut grundsätzlich nur das, was *ihr* letzten Endes nützt und *ihren eigenen* Zielen dient. Sie will nicht abhängig sein von anderen Menschen. Sie will ihr Leben und ihre Umwelt beherrschen, nicht beherrscht werden von den Umständen und anderen Menschen. Sie will Macht, soweit diese ihr zur Erreichung ihrer Ziele dient.

Das Lebensbild dieser *neuen Frau* hebt sich von zwei anderen Grundmustern deutlich ab.

Das eine ist das traditionelle paternalistische Weltbild, das in den letzten dreitausend Jahren meist die Regel war. Der Vater bzw. der Mann regiert die Welt. Die Frau hat in dieser männlich beherrschten Welt durchaus auch ihren Platz. Die vielzitierte Dreiheit „Kinder, Küche, Kirche“ umschreibt diese weibliche Welt durchaus einigermaßen zutreffend.

Im zwanzigsten Jahrhundert kam es zur weiblichen Emanzipation. In allen Bereichen des Lebens und des Rechts errangen sich die Frau eine gegenüber dem Mann gleichberechtigte Stellung. Im Zusammenleben von Mann und Frau ergab sich auch ein grundlegender Wandel. Das moderne Modell ist die absolut gleichberechtigte Partnerschaft. In der Familie herrscht nicht mehr der Mann und auch nicht die Frau. Mann, Frau und Kinder bilden zusammen einen demokratischen Verbund, in dem alles und jedes debattiert und gemeinsam entschieden wird. Das Resultat sind glücklichere Kinder, glücklichere Frauen und glücklichere Männer. Alle profitieren von dieser neuen Familie mit neuer Rollenverteilung. Für alles hat es Spezialisten. Der Mann bzw. Vater ist ein Bankprofi. Also nur logisch, dass er in einer Grossbank Hypotheken in Milliardenhöhe managt und selten zu Hause ist. Die Frau und Mutter ist Spezialistin des schönen Heims, der klugen Kindererziehung und managt als ehemalige Sekretärin (ihres heutigen Mannes) mit Umsicht die Familienfinanzen. Sohn Robin ist für alles Praktische zuständig, wie den Unterhalt des Gartens und der familieneigenen Velos. Tochter Dorothee ist musisch veranlagt. Sie spielt Klavier und leitet das kleine Familienorchester. Diese Familien-AG ist nicht nur glücklich, sondern auch immens erfolgreich. Sie stellt das moderne Standardmodell dar.

In Büchern und Romanen kommt sie selten vor. Warum auch? Das Sprichwort lautet nicht zu Unrecht: „Glückliche Familien sind untereinander alle ähnlich – unglückliche Familien unterscheiden sich immer voneinander.“ Darum gibt es fast auch nur Bücher über unglückliche, von Schicksalsschlägen verfolgte Familien.

Die *neue Frau* lebt nun in einer nochmals anderen Welt. Es ist durchaus möglich, dass sie sich auch einen Mann und Kinder zutut, zumindest zeitweise. Ihre ureigene Welt ist jedoch die des weiblichen Single. Grundsätzlich lebt die *neue Frau* am Liebsten alleine, für sich, weder durch einen Ehemann noch durch Kinder belastet. Am ehesten, lebt sie nicht ganz alleine, ist die neue Frau mit einem einzigen Kind von ihr zusammen.

Das Wesentliche ist: Die *neue Frau* nutzt konsequent alle Möglichkeiten der neuen Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts, um sich ihre eigene Welt zu schaffen, in der sie immer und jederzeit im Mittelpunkt steht.

Statt einer traditionell paternalistischen bzw. modernen partnerschaftlichen Welt lebt die *neue Frau* (wie sie hier definiert wird) in einer weiblich-zentrierten Welt, in einer Art neuem Matriarchat.

Der Mann hat im Weltbild dieser *neuen Frau* eine rein zudienende, instrumentelle Rolle. Er ist „der nützliche Idiot“, zum alles zu gebrauchen, was der *neuen Frau* Vorteil, Gewinn oder Lust bringt. Wird der *neue Mann* aber von der neuen Frau nicht gerade gebraucht, hat er zu verschwinden. Er ist ganz einfach überflüssig und eine unnötige Belastung.

Das lässt sich sehr einfach auf dem immer durch Spannungen gekennzeichneten Gebiet der Sexualität illustrieren. In der traditionell paternalistischen Welt ist die Frau und die Ehefrau im Besonderen dem Mann sexuell unterworfen und ausgeliefert. Wenn der Mann den Beischlaf wünscht, muss die Frau sich seinen Wünschen fügen, ob sie nun gerade Lust zum Sex hat oder nicht. In der partnerschaftlichen Welt von Mann und Frau gibt es keinen ehelichen oder sonstigen Beischlaf ohne volles Einverständnis beider Partner. Auch die Männer haben dabei das Recht, nicht immer zum Sex disponiert zu sein. Vergewaltigung der Frau wird zu Recht unter strenge Strafe gestellt, selbst im ehelichen Kontext.

Wie ist das nun in der Welt der *neuen Frau*? Die *neue Frau* hat überhaupt nichts gegen Sex, um das zuerst einmal klarzustellen. Dieses ewige Thema interessiert sie auch und macht ihr auch Lust. Aber im Verhältnis zum Mann ist die *neue Frau* weder traditionell unterwürfig noch partnerschaftlich ebenbürtig, was den Sex angeht. Der Sex ist für sie zum einen ein Mittel, um gewisse Ziele beim Mann zu erreichen, und zum anderen ein Mittel zu ihrer eigenen Befriedigung. Die Wünsche des Mannes interessieren die *neue Frau* nur, insoweit sie mit ihren eigenen übereinstimmen bzw. sich für ihre Ziele nutzen lassen.

Kein Wunder, dass sich der *neue Mann* bei der *neuen Frau* leicht verschaukelt bzw. benachteiligt vorkommt und findet, seine eigenen ureigenen Wünsche und Triebe kämen zu kurz, da er sich immer an die jeweiligen Wünsche, Zielen und Launen der *neuen Frau* anzupassen hat, die ihm ständig droht, ihn durch einen anderen, gefügigeren Mann auszutauschen, spürt er nicht. Der *neue Mann* ist also der grosse Ver-

lierer der *neuen Frau*. Er zahlt die Rechnung dafür, dass die Fortschritte der Technik, der Gesellschaft und der Zivilisation ihn ins Hintertreffen geraten lassen.

Die *neue Frau* braucht ihn schon noch, aber eben nur punktuell, selektiv und immer nur in Funktion ihrer ureigenen Wünsche, Ziele und Begierden. Die „Wunsch-Lage“ des *neuen Mannes* interessiert die *neue Frau* keinen alten Hut. Es geht ihr ja nur um ihr eigenes Fortkommen, ihre Vorteile, ihre Macht und ihre Lust. Der Mann? Puh, ohne Interesse für sie, die *neue Frau*, ausser, er bringe ihr etwas, das sie noch nicht gerade hat und das sie sich gerade wünscht.

Die *neue Frau* ist natürlich nicht mit einem Mann konfrontiert, sondern mit Hunderten, sei es über ihren tollen, sehr selbständigen Job, bei dem sie viel reist, im Kader einer Firma ist und sehr gut verdient, sei es über das Internet, wo sie per Mausclick mit Tausenden von Männern (die eine schöne und selbständige Frau suchen) korrespondieren kann.

Zum Schluss noch ein Caveat. Bei der *neuen Frau* handelt es sich um ein rares Specimen. Vielleicht gibt es auf 100 Millionen Männer, Frauen und Kinder nur 100 *neue Frauen*, welche dem Bild entsprechen, das hier von ihnen gezeichnet wird.

Die allermeisten Frau und Männer dürften weiterhin glücklich in der Partnerschaft leben, welche eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist.

Das Leben als *neue Frau* kann nämlich auch von Mühsal gekennzeichnet sein. Trifft eine *neue Frau* konstant auf traditionell paternalistische oder modern partnerschaftliche Männer, und nicht auf von ihr oder anderen Frauen geformte *neue Männer*, hat sie Mühe, ihr ichbezogenes Beziehungsmodell bei einem oder mehreren Männern durchzusetzen.

Die *neue Frau* hat auch noch einen anderen Feind: Das Älterwerden. Die grosse Zeit der neuen Frau ist zwischen 18 und 48. Während dreissig Jahren hat sie alle Chancen, eine Welt um sich herum zu formen, inkl. Mann oder Männer, welche ihrem ichbezogenen Wunschbild genau entspricht und sie mit tiefer Befriedigung erfüllt. Alles tickt so, wie sie es will. Der *neue Mann* inklusive.

Darum ist die *neue Frau* gut beraten, ihren Traum vom Leben und vom Mann nach *ihrem* Geschmack schon sehr umzusetzen zu beginnen. Zwischen dreissig und vierzig sollte die *neue Frau* ihren Lebensplan umgesetzt haben.

Alles wäre dann *comme il faut*, ganz nach den Wünschen der Lady.

Also, auch die *neue Frau* muss aufpassen, nicht zu spät zu kommen. Es gibt für alles eine Zeit, und: Chancen sind dann zu packen und zu nutzen, wenn sie sich darbieten.

Nur *eines* dürfte die *neue Frau*, die alles so vortrefflich beherrscht und managt, manchmal vermissen: Die grosse *Liebe*. Doch selbst diese dürfte sie zumeist nicht vermissen, ausser in seltenen Augenblicken grösster Einsicht.

5 KOMMISSAR TARNUZZERS SECHSTER FALL

Die Vermisste

Seit seiner Suspendierung hatte Tarnuzzer am Morgen viel länger Zeit, bei Frau Graber im Tea Room seinen Milchkaffee und zwei oder gar drei Croissants zu geniessen. Kein Büro wartete auf ihn. Die Tageszeitungen las der Kommissar a.D. mit grosser Aufmerksamkeit. So ging die Zeit etwas schneller vorbei.

Frau Graber, seine Serviertochter im Team Room, war nun Witwe. Sie war immer äusserst freundlich zu Tarnuzzer. Immerhin hatte ihr der Kommissar im Spätherbst des letzten Jahres geholfen, die grösste Krise ihres Lebens zu meistern. Natürlich trauerte sie immer noch um ihren Mann, der ein Geschleif mit einer russischen Tänzerin in Curia mit seinem Leben hatte bezahlen müssen.

Tarnuzzer hatte dieser Fall nicht gut bekommen. Obschon man den Täter – einen äusserst gefährlichen und brutalen Zuhälter – in der Zwischenzeit an der deutsch-polnischen Grenze geschnappt hatte und er alles gestanden hatte, sowohl den Mord an der Tänzerin als auch an Herrn Graber – hielt man den Kommissar in Curia immer noch mitschuldig am ganzen Drama. Das kantonale Parlament hatte sogar eine Untersuchungskommission einberufen, welchen den Fall R.T. untersuchte. Dort war man in die Niederungen der Parteipolitik versunken. Die Liberalen hielten Tarnuzzer für einen aufrechten Mann ohne Fehl und Tadel. Die Christlichsozialen und die Linken wollten den Kommissar absetzen. Hatte er nicht ein Verhältnis mit dieser russischen Tänzerin gehabt und den unbescholtenen Herrn Graber in den Curianer Sündenpfuhl gelockt, wo er dann den bizarren Praktiken dieser Liebesdienerin zu Opfer gefallen war?

Tarnuzzer hatte sich ein einziges Mal vor dieser Untersuchungskommission verantworten müssen. Seine Aussagen waren klar und unmissverständlich gewesen. Er hatte weder ein Verhältnis mit der Tänzerin gehabt noch den Herrn Graber nach Curia gebracht und ihn dort zum Ehebruch angestiftet.

Doch das nützte alles nichts. Die Kripo in Curia setzte Jenner wieder als amtierender Stellvertreter Tarnuzzers in Thuns auf dem Bezirks-Kriminalkommissariat ein. Der oberste Polizeichef in Thuns, Röteli, weilte weiter zur Kur. Tarnuzzer bezog seit seiner Suspendierung im vergangenen November weiter das volle Gehalt, zum Nichtstun verdammt. Es war absehbar, dass dieses Jahr die Untersuchungskommission ihre Arbeit frühestens im Dezember abschliessen würde. Dann müsste erst noch die Bergbündener Regierung über die Wiedereinsetzung oder entgeltliche Entlassung von Tarnuzzer entscheiden.

In der Zwischenzeit hatte also Tarnuzzer jede Menge Musse. Er widmete sich hingebungsvoll seiner Gattin Luzia, welche in Erwartung ihres ersten Kindes war. Im kleinen Häuschen, in welches das Paar letzte Weihnachten eingezogen war, gab es noch viel zu tun. Ferner belegte Tarnuzzer an der Universität in Limmatstadt Kurse in Kriminalistik. Dazu kamen ausgedehnte Wanderungen in seinen geliebten Bergbündener Bergen. All das hielt Tarnuzzer leidlich auf Trab, füllte ihn aber nicht ganz aus. Seine Arbeit als Kommissar fehlte ihm immer mehr.

Jenner zog sich als Kommissar auf Zeit gut aus der Affäre. Gab es etwas Heikles,

konsultierte er seinen Chef Tarnuzzer wie eh und je. Für Jenner war absolut klar: Sein Vorgesetzter würde bald wieder auf seinen angestammten Stuhl im Bezirks-Kriminalkommissariat zurückkehren.

Nun war bereits der Monat August angebrochen. Die grossen Sommerschulferien war in vollem Gange. Thuns, das von den grossen Tourismusströmen weitgehend verschont blieb, lag im Sommerschlaf. Viele Thunser Bürgerinnen und Bürger weilten irgendwo am Mittelmeer oder noch fernerer Gestaden.

Auch im Tea Room war es jeden Morgen recht ruhig. An diesem Mittwoch war Tarnuzzer fast der einzige Gast.

Da gab es bei der Eingangstüre Bewegung. Florian Müller, ein Thunser Spitalarzt, war mit seinen drei Kindern im Anmarsch. Sie setzten sich neben Tarnuzzer, der in seine Zeitungslektüre vertieft war.

Dr. Müller kannte den Kommissar. Er wusste auch, dass jener zur Zeit zur Untätigkeit verdammt war.

So fragte er ihn höflich, fast teilnahmsvoll: „Wie geht es Ihnen, Tarnuzzer? Immer noch auf der Verbrecherjagd?“

„Leider nicht, wie Sie wissen. Und wie geht es Ihnen und Ihrer Familie?“

„Leidlich gut, aber nicht ganz, wie es sein sollte. Meine Frau ist in den Ferien plötzlich verschwunden. Das ist Mitte der dritten Ferienwoche passiert, genau genommen, heute vor einer Woche. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Meine Kinder und ich beginnen zu verzweifeln. Sagen Sie mir, Herr Kommissar, was sollen wir tun?“

„Da kann ich Ihnen zur Zeit nicht als Kommissar antworten, nur als Mitbürger. Ich würde in einem solchen Fall die Polizei benachrichtigen und sie bitten, Ihre Frau steckbrieflich zu suchen. Auch das Radio kann ein geeignetes Mittel sein.“

„Das haben wir alles schon gemacht. Aber wir haben von ihr noch keine Spur!“

„Wo ist denn das passiert?“

„Wir waren bei Jesolo, nahe bei Venedig, in Zeltferien. Unser Camping war eines der Luxusklasse, mit allen Schikanen, auch mit einer Einkaufsstrasse, Restaurant, Swimmingpool und einem wunderbaren langen Strand. Letzten Mittwoch sagte meine Frau spät abends, so um 11 Uhr, sie wolle noch rasch Luft schnappen gehen. Seither haben wir sie nicht mehr gesehen. Wir sind ganz verzweifelt!“

Tarnuzzer sah Frau Dr. Müller vor seinem geistigen Auge. Eine blonde, grosse Frau mit einem mitreissenden Lachen, immer fröhlich und gut angezogen. Eine Deutsche, welche als Krankenschwester in die Schweiz gekommen und den jungen Dr. Müller kennen gelernt hatte.

Der Spitalarzt packte Tarnuzzer beim Handgelenk. „Herr Kommissar, hören Sie mir

zu? Wir, meine drei Kinder und ich, sind *verzweifelt* und brauchen Ihre Hilfe. Helfen Sie uns?“

“Ich weiss nicht so recht, wie ich Ihnen besser als die Polizei und der internationale Fahndungsdienst helfen kann. Das ist meine ehrliche Antwort“ meinte Tarnuzzer.

“Das mag ja stimmen, Herr Kommissar. Aber Sie haben *einen* Vorteil, den ich jetzt gerade nicht habe, seit ich von den Ferien zurück bin und wieder arbeite: Zeit, viel Zeit! Sie können in meinem Auftrag nach Italien reisen, dort Gespräche führen, alle möglichen Pisten verfolgen, bis Sie meine Frau heil und lebend wieder gefunden haben. Das ist meine Bitte an Sie: Helfen Sie uns!“

Die Kinder und der Spitalarzt blickten erwartungsvoll auf Tarnuzzer. Fast war es, als wäre er ihr Weihnachtsmann.

„Also gut, OK, ich mach’s“ antwortete Tarnuzzer. „Aber nur unter zwei Bedingungen: Erstens will ich zu Beginn wirklich alles, alles über ihre Frau wissen und zweitens will ich keinen Lohn, sondern nur Spesen. Ich bin als beurlaubter Spitzenbeamter Bergbüdens leidlich gut bezahlt und brauche nicht mehr Geld, als ich habe.“

“Einverstanden! Danke!“ Dr. Müller stand auf und schüttelte Tarnuzzer lange die Hand. „Sie sind unsere Hoffnung! Danke! Dank Ihnen keimt in uns neue Zuversicht!“

“Gemach, gemach“ wiegelte Tarnuzzer ab. „Ich kann keine Erfolgsgarantie geben, werde aber mein Bestes geben! Nun möchte ich zu Ihnen nach Hause kommen. Sie zeigen mir alles, was Sie von Ihrer Frau besitzen, Photos, Tagebücher, Adressen usf. Nächste Woche reise ich nach Venedig. Die Arbeit beginnt!“

“Das ist auch ganz meine Meinung, lieber Herr Tarnuzzer. Gehen wir an die Arbeit!“

Dr. Müller zahlte, auch für den Kommissar. Dann stürmten seine Kinder ins Freie. Der Kommissar und der Spitalarzt bildeten die Nachhut. Sie waren nun auf dem Weg zum schönen Haus der Doktorfamilie, das am Abhang oberhalb Thuns lag.

Die Suche nach Frau Dr. Müller konnte beginnen.

6 GESCHICHTEN AUF BESTELLUNG

Eine Satire

Bei meinen bisherigen Geschichten stelle ich als Autor fest, dass die meisten meiner zahlreichen Freundinnen und Freunde weder direkt noch indirekt vorkommen.

Ich habe sie ganz einfach nicht berücksichtigt.

Das könnten wir aber in Zukunft ändern!

Darum möchte ich all meinen Freundinnen und Freunden folgenden Vorschlag unterbreiten:

Wer von ihnen in einer zukünftigen Geschichte von mir (wenn ich richtig gezählt habe: Nummer 72 und folgende) vorkommen möchte, müsste nachstehende Vorkehrungen treffen:

Erstens wäre mir dieses Interesse schriftlich mitteilen. Rein mündliche Hinweise, „Du könntest mich da auch einmal in einer Deiner Geschichten vorkommen lassen“, genügen nicht. Ich werde älter und mein Gedächtnis lässt nach.

Zweitens würde ich mir wünschen, dass der Geschichtenkandidat, der die erste Schwelle (=manifestiertes Interesse) überschritten hat, mir auch gleich mitteilt, *wie* er in einer meiner künftigen Geschichten vor kommen will. Also brauche ich Angaben zu seiner gesuchten Rolle: Held, Versager, Retter, Liebender, Sportler, Bergsteiger, usf. Ohne solche wertvolle Hinweise werde ich Mühe haben, besagten Freund bzw. besagte Freundin richtig zu platzieren.

Drittens muss ich im voraus klarstellen, dass weder das manifestierte Interesse noch die Angabe der gewünschten Rolle genügen, einen Kandidaten oder eine Kandidatin in einer meiner künftigen Geschichten auftreten zu lassen. Ob das je der Fall sein wird, hängt allein von meinem *Bon vouloir* ab. Ich bleibe völlig frei in meiner Personenauswahl für meine Geschichten! Passt ein Freund oder eine Freundin in eine künftige Geschichte, dann ist das ja gut. Wenn nicht, bleiben sie eben weiter draussen!

Schliesslich muss ich noch darauf hinweisen, dass die Schriftstellerei für mich eine absolut brotlose Disziplin ist, die mich viel Zeit kostet, bisher aber noch rein nichts eingebracht hat. Darum würde ich es auch schätzen, künftig über *Sponsoren* zu verfügen, wie das im Sport und in der Kultur heutzutage die Regel ist.

Das könnte wie folgt funktionieren:

Ein *grosser Sponsor*, der mir beispielweise den Druck eines meiner bisherigen 15 Werke finanzieren würde, hätte das Anrecht, in einer künftigen Geschichte eine ganze Seite gewidmet zu erhalten. Er wäre die Hauptperson.

Ein *kleiner Sponsor*, der einige Exemplare meiner Gesamtausgabe der 15 Werke kaufen würde, würde in einer künftigen Geschichte zumindest erwähnt, ohne einen

Hauptplatz beanspruchen zu dürfen.

In beiden Fällen würde ich mir vorbehalten, den Sponsoren ganz auf meine Weise darzustellen, ohne dass ein Zensurrecht besteht. Immerhin wäre ich bereit, dem grosszügigen Sponsor ein Manuskriptexemplar zuzustellen, bevor die Geschichte mit ihm in Druck ginge. So könnten Kritiken am Erscheinungsbild des Sponsoren noch korrigiert werden.

Wer ist von meinen Freundinnen und Freunden an einem solchen *Deal* interessiert?

Ich bitte diese Freundinnen und Freunde, sich bei mir zu melden! Sie werden es nicht bereuen.

Zum Schluss noch eine Kostprobe aus meinem künftigen Schaffen, um das Sponsorensystem *in der Praxis* zu erleben!

Mein Freundin Fridolin G. will unbedingt in einer meiner künftigen Geschichten vorkommen.

Als Hauptsponsor wird er den Druck meines Opus 19, in dem Fridolin G. vorkommen wird, finanzieren.

Fridolin G. will in Opus 19 (Geschichten 5) als mutiger Jäger beschrieben werden.

Nun die Geschichte, die ich mit seiner Einwilligung in Opus 19 platzieren möchte:

Der Spaziergänger ist auch ein Reh

Unlängst wanderte ich im Herbst in den herrlichen Lärchenwäldern Bergbündens. Auf einem bewaldeten Kamm machte ich einen Rast. Ich bewunderte die herrliche Aussicht auf die goldgelben Lärchenwipfel und das Tal, das in einem leichten Nebel lag.

Als ich aufstand, unschlüssig, ob ich nach links oder rechts gehen wolle, hörte ich plötzlich einen Schuss.

Eine Kugel hatte mich in der Brust getroffen. Ich fiel nach vorne. Mein Körper kullerte den Abhang hinunter, bis ich im Dickicht nahe eines tieferliegenden Strässchen liegen blieb.

Eine Joggerin, welche zum Musikhören über ihre Ohren einen Bügel gestülpt hatte, hörte weder meine Schreie noch schaute sie zur Seite, wo ich im Dickicht lag..

Ich verlor bald mein Bewusstsein und starb.

Zwei Tage später wurde ich doch noch gefunden. Mein Auto auf dem Parkplatz war aufgefallen.

Der Jäger, welche den Unglücksschuss auf mich abgegeben hatte, wurde auch ausfindig gemacht und befragt. Warum haben Sie auf Herrn August Wanderer

geschossen? Und weshalb haben sie nicht nach ihm gesucht?

“Herrje, ich hielt ihn wirklich für ein äsendes Reh! Von weitem, mit dem tanzenden Sonnenlicht, konnte ich nicht klar zwischen Mensch und Reh unterscheiden. Auch trug der Unglücksrabe einen dunkelroten Pullover und eine dunkle Jacke. So hielt ihn für ein Rotwild. Als ich zur Stelle kam, wo mein vermeintliches Reh gestanden hatte, fand ich ausser einigen Blutstropfen am Boden keine Spur. So setzte ich meine Jagd fort. Die Sache tut mir leid. Aber ich hatte an diesem Tag noch nichts geschossen, so musste ich auf etwas, was sich bewegt, zielen und auch wieder einmal treffen!”

Der Unglücksschütze kam mit einer Buss von 500 Franken weg. An die verehrten Kurgäste in Bergbünden wurde ein Merkblatt verteilt, sich in der Jagdsaison noch weniger in den Wäldern aufzuhalten, da diese dann für die Jäger und ihr Wild reserviert seien. Auch würde jede Haftung für Jagdunfälle abgelehnt, welche auf Verwechslungen zwischen Kurgästen und Rotwild zurückzuführen wären.

Der Schriftsteller August Wanderer wurde zu Grabe getragen. Das Mitleid seiner Dichterkollegen hielt sich in Grenzen. Eine gewisse Ausdünnung des Berufsstands, der zu viele Vertreter und zu wenige Verlage aufwies, war nicht unwillkommen. Eine neue Konkurrenz war so rechtzeitig zum Verstummen gebracht worden, bevor sie sich richtig entfaltet hatte.

Der Schriftstellerverband überwies dem Unglücksschützen 500 Franken zur Bezahlung seiner Busse.

Das ist das Ende der Geschichte und des Schriftstellers August Wanderer. Er ruhe in Frieden.

So stelle ich mir diese Geschichte aus dem kommenden Opus 19 (Geschichten 5) vor. Es wäre dort die 22. und letzte Geschichte.

Meine Frage wäre nun an Fridolin G., ob er mit seiner Rolle in dieser Geschichte einverstanden wäre. Er kann immer noch wählen: Entweder spielt er den Unglücksschützen, welcher den Schriftsteller im Walde unabsichtlich abschießt, oder er figuriert als Präsident des Jagdverbands, welcher die Busse von 500 Franken ausspricht und das Merkblatt verfasst.

Fridolin G.: Welche Rolle willst Du? Als Gegenleistung müsstest Du den Druck des posthumeren Opus 18 finanzieren. Deine Antwort erwartet Dein Freund August Wanderer, der Dir die Chance einräumen möchte, in einer seiner Geschichten zu figurieren, und sei es sogar die Letzte.

Oder gefällt Dir meine Geschichte nicht?

Dann lassen wir den Schriftsteller August Wanderer noch etwas am Leben und schreiben eine *andere* Geschichte! Wie wäre es mit:

Heldenmütiger Fridolin G. rettet Hirschmutter und ihre Jungen.

Auch das ist von mir noch zu haben.

7 URS DER BÄR

In Bärenstadt gibt es einen besonderen Ort dort, wo die Altstadt zu Ende ist und die Aare einen grossen Bogen macht.

Dort befindet sich der bekannte Bärengraben.

Drollige Bären tummeln sich in einem grossen Halbrund mit einer aufgeschichteten Steinburg und grossen Baumstämmen.

Es handelt sich um eine erstklassige Touristenattraktion. Deutsche, Japaner, Inder und viele andere Völkerstämme kommen in Bussen und PW's zu dieser Stätte mittelalterlicher Bärenhaltung.

Es hat noch ein zweites Halbrund, etwas kleiner als das andere, etwas versteckt hinter dem Wärterhaus, unter dem sich die Boxen befinden, wo die Bären in der Nacht hausen.

Dort hat es einen einzigen, grossen Bären namens Urs.

Warum ist dieser Bär immer allein?

Seine Geschichte hat der Bärenwärter Hänni mit zittriger, aber klarer Handschrift auf ein Stück Papier geschrieben, das beim Wärterhäuschen an der Wand hängt:

*Urs ist allein, weil er im Sommer 2001, sein Weibchen durch Krankheit verloren hatte. Seit dem will er kein anderes Bärenweibchen mehr annehmen. Man hatte es versucht mit der Tana, später auch mit der Delia, aber sie vertrugen sich nicht.
E. Hänni Bärenwärter*

Derart ist also Urs der Bär immer noch allein.

Als Altermatt diese Geschichte zum ersten Mal las, hatte er ein seltsames Gefühl. War sie der seinen nicht unähnlich?

Vor dreizehn Jahren hatte er eine bezaubernde Freundin durch ein tragisches Ereignis verloren. Seitdem war er mehr oder weniger allein. Versuche mit neuen Freundinnen waren immer wieder an diesem oder jenem gescheitert.

Darum blieb er eigentlich lieber allein.

Urs der Bär und Altermatt zwei Wahlverwandte?

Fast scheint es so!

Doch wer weiss, was die Zukunft bringt. Vielleicht nimmt Urs der Bär doch wieder einmal ein Weibchen. Und Altermatt der alte Weissbär findet auch noch eine gute neue Freundin, mit der eine schöne Zeit verbringen kann.

Where is life, is hope! So zutreffend können es nur die Engländer sagen.

8 MOBILE PET GROOMING Amerikanische Impressionen

Diesen Herbst bin ich nach längerer Zeit wieder einmal über den grossen Teich nach Amerika gefahren.

In Zürich nahm ich das Flugzeug nach Paris und dann weiter nach New York. Zwei Eindrücke blieben mir dabei haften: *Paris Roissy Charles de Gaulle* ist ein Riesenflughafen. Man kann sich dort glatt total verlaufen und am falschen Ort landen, jedenfalls nicht dort, wo das eigene Flugzeug abgeht. Die Architektur ist kühn modern. Zweiter Eindruck war eine französisch-amerikanische Dame, die in der Economy Class hinter mir sass und ein kleines Mädchen mit sich hatte. Während des ganzen Fluges – schliefen die beiden nicht gerade in harmonischer Eintracht – unterhielt sich die junge Dame mit ihrem Kind, erzählte ihr Geschichten und Märchen und sang mit ihr. Das Kind war während der ganzen Reise lieb und ruhig, ganz wie seine Mama. Fürwahr ein schönes Bild. Auch fand ich es toll, dass die moderne junge Lady mit *fantastic looks* so bewandert war in Kinderliedern, Erzählungen und dergleichen, welche wohl ein Erbe ihrer eigenen Mutter und Grossmutter darstellte, und nun an ihr eigenes Töchterchen weitergegeben wurde.

In New York gestaltete sich die Ankunft völlig *businesslike*. Kein Beamter stellte indiskrete Fragen. Alles ging schnell und problemlos vonstatten. Nur das Gepäck war nicht da. Aber auch diesen Punkt war rasch erledigt: Man würde mir dieses in der Nacht durch einen Lieferdienst bringen.

Wie freute ich mich, wieder einmal einen dieser grossen gelben New Yorker Taxis zu besteigen. Das ist noch Amerika, wie wir Europäer es lieben!

Der Taxichauffeur war Nepalese, seit fünf Jahren in New York. Zuvor war er in seinem Heimatland Trekking Guide gewesen, hinauf bis 6500 Meter über Meer. Der junge, perfekt Englisch sprechende Mann vermisste die Schneeberge zuhause. Aber New York gefiel ihm auch gut. Zwei Dinge liebt er an dieser Stadt: Erstens ist es *such a mix* von Völkern, Menschen, Kulturen. Das ist einzigartig, unübertroffen, auf der ganzen Welt gibt es das nicht noch einmal. „Diesen Abend“, sagte er mir, „können Sie ohne weiteres 100 verschiedene Küchen in dieser Stadt geniessen. Fantastisch? Nicht wahr?“ Ich pflichtete ihm bei.

„Aber“, fuhr er vor, „ich habe in diesen fünf Jahren einen Riesen-*Change* erlebt, nämlich New York *vor* und *nach* 9/11/2001. Der Anschlag auf das World Trade Center hat diese Stadt im Innersten getroffen. Vorher war NY eine heitere, optimistische Stadt. Seit 9/11 herrscht hier viel mehr Pessimismus vor. Die Lebenslust ist irgendwie weg“.

Die nächsten Tage in New York bestätigten mir, das der nepalesische Taxichauffeur gesagt hat: Diese Siebenmillionenstadt ist in einem eher depressiven *mood*. Natürlich sind zahlreiche wunderbare *Sights* und Museen noch immer vorhanden. Doch ich wurde das Gefühl nicht los, NY sei heute eine eher traurige Stadt. Dazu passt auch, dass der Wieder- oder Neubau der World Trade Towers nur schleppend vor sich geht. Noch immer sieht man an der Stätte dieses grauenvollen Anschlags nur ein riesiges Loch und eine Fülle von Plänen, der Realisierung in der Schwebe ist.

Nach einer Woche NY ging meine Reise weiter nach Kalifornien. Mit Delta Air wurden mein Schulkollege aus alter Zeit und ich problemlos nach Los Angeles gebracht. Ich würde mir manchmal wünschen, europäische Airlines würden noch mehr diesen amerikanischen *No thrills –matter of fact*-Stil der *US Air Lines* übernehmen. Fliegen ist eine normale, essentielle Dienstleistung wie Autofahren oder Bahnfahren – nicht mehr und nicht weniger. In einem Land mit riesigen Distanzen ist das einfach so.

Das erste Problem in L.A. war, das Mietauto zu finden und von der Automietfirma zu übernehmen.. Nach einstündiger Warterei, Sucherei und einigen administrativen Umtrieben sass mein alter Schulkollege und ich glücklich in einem Mitsubishi Gallant, der gut zum Fahren war und über Air Conditioning verfügte.

Das zweite Problem in L.A. war, in Down Town (Beverly Hills) ein Motel mit annehmbaren Preisen zu finden. Zum Glück hatte ich in NY einen ausgezeichneten Reiseführer über L.A. und Kalifornien gekauft. So fand ich auf Anhieb eine *Motor Inn*, welche von einem freundlichen Chinesen geführt wurde und blitzblank sauber und freundlich war.

Dann stürzten sich mein Kollege und ich in das L.A. Sightseeing. Einen besonders tiefen Eindruck machten uns das neue Getty Museum auf einem Bergvorsatz und die fantastischen Villenanlagen in Beverly Hills mit palmengesäumten Strassen und dicken Mauern. So eine Häuserpracht habe ich sonst auf der ganzen Welt nicht gesehen.

Eine Freude war auch, dass Hollywood nun wieder sicher und herausgeputzt daher kommt. Natürlich ist alles durch-kommerzialisiert. Aber es macht doch Spass, vor dem Chinese Theater in den Fusstapfen grosser Filmstars zu wandeln.

Nach zwei Tagen verliessen wir L.A. auf der Höhe von Santa Monika, um der berühmten Strasse Nr. 1 bis nach Francisco hinauf zu folgen.

Erste Station war die reizende Kleinstadt Santa Barbara, wo wir nach etwelchem Suchen auch ein sehr sauberes und freundliches Motel mit grossem Zimmer und zwei grossen Betten fanden. Das Nachtessen nahmen wir in einem von der französischen Küche inspirierten Restaurant an. Die ganze Stadt ist im spanischen Kolonialstil gehalten mit nur ein- bis zweistöckigen Häusern.

Am nächsten Morgen machte ich einen kleinen Ausflug auf ein altes Pier, das ungefähr zweihundert Meter ins Meer hinausragt. Dort befinden sich Restaurants und Shops. Der Ausblick vom Pierende auf das Meer, die Stadt sowie die Küstenlinie ist bei schönem Wetter – das uns auf der ganzen Reise begleitete – wunderbar.

In Santa Barbara besichtigten wir auch das alte spanische Kloster aus dem 18. Jahrhundert und den schönen botanischen Garten. *Beautiful sights!*

Weiter ging die Reise durch eine unwegsame, steile Küstengegend, bis wir in *Carmel-by-the-Sea* eintrafen gerade bei Sonnenuntergang, einem Spektakel, das von Hunderten am Strand verfolgt wird. Die Sonne versinkt blutrot buchstäblich im Pazifik, also im Westen. Man fühlt sich wirklich am Ende eines grossen Kontinents.

Ein herrliches Schauspiel, das einige Minuten dauert.

Carmel-by-the-Sea ist ein kleines Künstler- und Galerienest europäischer Bauart – alles nur kleine, ein- bis zweistöckige Holzhäuser mit viel Grün – und der Eigenart, in der Nacht nicht durch Strassenlampen beleuchtet zu werden. Fürwahr ein besonderes Gefühl, in der Nacht durch pechschwarze Strassen zu wandeln.

Am nächsten Tag waren wir schon in San Francisco. Die Stadt gefiel mir auch dieses Mal wieder ausnehmend gut. Ich wurde es nicht satt, mit den altertümlichen Trams bergauf und bergab zu fahren. Auch die Golden Gate Bridge bewunderte ich von einem Fährschiff aus, wie auch die ganze bezaubernde S.F: Skyline.

Das alte Hotel Rex, in dem wir an der Sutter Avenue logierten, war für sich bereits eine kleine Sehenswürdigkeit.

Dann ging unsere Reise weiter Richtung Westen, in die Berge hinein. Unser Ziel war der *Lake Tahoe*. Dort angekommen, fühlten wir uns wirklich im Wilden Westen.

Dichte Tannen- und Fichtenwälder umschliessen einen riesigen Bergsee, der weitgehend unberührt ist. Wir übernachteten im Städtchen *State border*, wo es auf der Seite des Staates Nevada vier Casinos hatte, deren buntes Treiben wir bestaunten.

Auf dem Rückweg von Lake Tahoe kamen wir im Sutter Creek vorbei, wo Johann August Sutter aus dem Baselbiet im Jahre 1850 Gold gefunden hatte zusammen mit seinem Sägemeister Marshall. Es amüsierte uns Europäer und Schweizer, dass dort nur der Amerikaner Marshall als grosser Entdecker des Goldes gefeiert wird.

Letzte Station unserer Kalifornienreise war das Napa Valley, das ich zum ersten Mal sah und das mir sehr gefiel. Es gibt dort riesige Weingüter, herrlich in die grüne Landschaft eingebettet. Nun verstehe ich besser, dass Amerika sich rühmen darf, über ausgezeichnete Weine zu verfügen.

Von San Francisco ging die Reise über Atlanta nach Zürich zu Ende. Auch dieses Mal machte Delta Air Lines einen guten Job, freundlich, effizient und on time.

In Zürich angekommen, war ich müde und erschöpft, aber zufrieden.

Ich glaube, ich brauche bald wieder Ferien!

9 ERNESTO CAVOUR

In der Altstadt von La Paz in Bolivien gibt es ein Restaurant in einer ruhigen Strasse, das etwa so heisst wie der *Rincon de la Ciudad*, oder der Winkel der Stadt.

Kommt man in das Lokal hinein, sieht man Tische, um die enge Trauben von Gästen sitzen. Sie essen und trinken und sprechen untereinander in einem fort.

Hammer kam um etwas halb 11 Uhr abends in diese Insel bolivianischer Gastfreundschaft. Die vier Männer bekamen einen schönen Tisch nahe der kleinen Bühne, wo sich ein einheimisches Orchester zum Spiel bereit machte.

Zwei der Männer assen etwas. Die anderen hatten schon in einem anderen Altstadtlokal gegessen.

Dann wurde es Zuschauerraum dunkel. Die Bühne erstrahlte in gleissendem Licht.

Der *Maestro* kam federnden Schritts auf die Bühne. Seine Mitmusikanten und die Zuschauer im Saal klatschten.

Der grosse *Maestro Ernesto Cavour* begann seine zweite abendliche Show. Ein Leckerbissen bolivianischer Volksmusik wurde vom Restaurantbesitzer angesagt.

Sein Versprechen war nicht übertrieben. Der *Maestro* spielte auf verschiedensten Instrumenten, von der Geige *en miniature* bis zur beseelten Flöte. Seine Kollegen auf der Bühne, alles jüngere Musiker, hielten mit dem Virtuosen wacker mit.

Zwischen den Stücken liess es sich der *Maestro* nicht nehmen, mit dem Publikum zu parlieren. Der Charme des wohl rund sechzigjährigen Mannes war hinreissend.

Nach kürzester Zeit hatte er *sein* Publikum im Griff, das nach jedem blendenden Solo des *Maestro* nach dem nächsten Kunststück und Ohrwurm gierte.

Es war wie Trance. Eine Steigerung folgte der anderen. Hammer wünschte, das Konzert würde nie aufhören.

Hélas, alle guten Dinge auf dieser Erde haben einen Anfang und Ende.

Noch eine letzte Steigerung, noch ein Song als Zugabe, welche die Zuhörer in Verzückung gerieten liess mit nicht enden wollendem Applaus – dann Schluss. Der *Maestro* trat von der Bühne herunter. Das Licht ging im Restaurant wieder an.

Die Frau des *Maestros* machte die Runde im Lokal mit CDs, auf denen die grossen Hits ihres Mannes verewigt waren. Hammer kaufte sich eine silberne Scheibe.

Der *Maestro* kam sogar in Person an den Viermännertisch. Er begrüsst die vier Europäer in jovialer, weltmännischer Art. Ja, er war auch schon in der Schweiz zum Konzert gewesen. Lausanne und Genf. Als letzter Höhepunkt willigte er ein, ein Autogramm auf dem CD-Umschlag zu geben. Hammer fühlte sich glücklich wie ein Backfisch, der eine Unterschrift einer Popgrösse erhascht.

10 DIE MAUER IM SCHLAF

Altermatt fuhr in das Dorf im Jura bei Basileum, in dem er aufgewachsen war.

Dort war, wie immer im Mai, ein altertümlicher Brauch angesagt: Die Bürgerinnen und Bürger des Fleckens gingen um die Grenze ihrer Gemeinde, in verschiedene Gruppen eingeteilt, um zu kontrollieren, ob die Grenzsteine zum Nachbardorf noch am Platz waren.

Man weiss ja nie! Plötzlich fällt es einer anderen Gemeinde, einen solchen antiken Grenzstein um 100 Meter zu seinen Gunsten zu versetzen, bei Nacht und Nebel! Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.

Der Grenzgang beginnt um punkt zwölf Uhr am Auffahrtstag. Vom Dorfplatz schwärmen fünf Gruppen in die verschiedenen Himmelsrichtungen aus. Die Dorfmusik steht an der Spitze der fünf Gruppen und schmettert einen hinreissenden Marsch. Männer mit Hüten und Flieder darauf schiessen mit altertümlichen Pistolen, die einen Heidenlärm machen.

Aus alter Tradition ist das Wetter an diesem Tag frühlingshaft warm, *balmy*, wie die Engländer sagen würden. Es hat viel Volk, so um die vierhundert Männer, Frauen und Kinder sind auf dem Weg zur Gemeindegrenze.

Die einzelnen Gruppen kämpfen sich durch den hellgrünen Buchenwald, der in gewissen Regionen von einem schwarzen Tannenwald abgelöst wird. Circa um drei Uhr nachmittags treffen alle Gruppen am gleichen Ort im grossen Gemeindewald ein, der Waldhütte.

Dort gibt es ein kühles Bier, Bratwürste, Schweinsplätzli, Süsswasser, Kaffee, Kuchen – was das Herz begehrt. Die Dorfmusik spielt wieder einige flotte Stücke.

Kollegen, Freunde sehen sich, die sich schon lange nicht mehr getroffen haben. „So, wie geht es Dir? Bist Du gesund und munter? Wo lebst Du jetzt? Was machst DU“ So geht es in einem fort, den ganzen Nachmittag. Die Dörfler sitzen an langen Holztischen und auf soliden Bänken.

Gegen sechs Uhr Abend bricht die grosse Versammlung auf Richtung Dorf, wo das Feiern weiter geht.

Altermatt machte den ganzen Spektakel mit Freuden mit, wie jedes Jahr. Allerdings blieb er seinen Vorsätzen untreu. Er trank ein Bier. Dann stiess er mit Freunden noch auf einen Geburtstag an. Dann musste er nochmals ein Glas Rotwein trinken.

Als er wieder unterwegs war Richtung Bärenstadt, überkam ihn eine grosse Müdigkeit. Immer schwerer wurden seine Augenlider.

Irgendwo auf der Autobahn war es dann soweit. Altermatt nickte den Bruchteil einer Sekunde ein.

Er hatte einen Traum. Er fuhr Auto. Vor ihm türmte sich eine Mauer auf, eine hohe,

solide Mauer. Das war nicht gut. Altermatt ging auf die Bremsen. Stark und vernehmlich.

Da wachte er wieder auf. Er befand sich auf der Ausfahrtspur. Demnächst würde diese Spur deutlich nach rechts abbiegen.

Nein, Altermatt wollte die Autobahn nicht verlassen!

Er bog wieder in die rechte Spur der Autobahn ein und setzte seine Reise fort, bis er wohlbehalten am Ziel ankam.

Einige Tage später fuhr Altermatt wieder an der gleichen Stelle vorbei, wo er seinen Sekundenschlaf gehabt hatte.

Von einer Mauer bei der Ausfahrt keine Spur!

Doch fühlte sich Altermatt erleichtert, dass er diesen kurzen, hilfreichen Traum gehabt hatte.

Es wäre zu schade gewesen, den wunderbaren Maitag im Spital beenden zu müssen.

Für die Zukunft war dieses Erlebnis eine Lehre für Altermatt.

Auch an diesem Nachmittag hatte er nicht übermässig Alkohol zu sich genommen. Aber eben genug, im Verein mit körperlicher Anstrengung und sonstiger Müdigkeit, um bei sommerlichen Temperaturen allein auf der wenig inspirierenden, Altermatt bestens vertrauten Autobahn eine kleine Absenz an normaler Kontrolle am Steuer zu erleiden, welche fatal sein hätte können.

Man lernt nie aus. Auch geselliges Zusammensein ist mit Vorsicht und Umsicht zu geniessen. Muss man nachher noch Auto fahren, vor allem allein, ist dem Alkohol aus dem Wege zu gehen. Er ist kein echter Freund, sondern ein verkappter Feind.

11 DER SMS-KRIEG

Hammer sass mit einer jungen Dame in einem Limmatstädter *In-Restaurant*, das nicht nur sündhaft teuer war, sondern auch wirklich sehr gut.

Seine Begleiterin Adriana und er kämpften sich durch eine bunte asiatische Speisenfolge. Der Bordeaux schmeckte auch sehr gut, ein *Grand Cru* aus dem Jahre 1995.

Adriana hatte vor Jahren in Hammers Büro als Aushilfe gearbeitet. Nun war sie eine arrivierte junge Dame mit Super-Job und fantastischem Aussehen. Dazu trug auch ihre elegante Garderobe bei.

Hammer war ganz gerührt, dass sich die schöne Adriano, die von vielen Männern umschwärmt wurde, noch mit ihm, einem etwas älteren Herrn, im Restaurant traf. Das kam selten vor, aber immerhin so alle Jahre ein Mal.

„Du weißt“, schoss sie los, „Ich habe Dir so unendlich viel zu erzählen! Seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben, ist ein meinem Leben so *viel* passiert, ich weiss gar nicht, wo ich anfangen soll!“

Hammer war der perfekte Zuhörer. Sein Leben war ja eher ruhig und eintönig. Neue Erlebnisse mit neuen Frauen gab es da nicht mehr. Hammer hatte einige Bekannte, die er seit Jahren kannte, aber keine richtige Freundin. So gab es von seiner Seite auch nicht viel zu erzählen.

Bei Adriana war das natürlich noch ganz anders. Sie lernte immer wieder neue, aufregende Männer kennen. Das grösste Problem war die verheirateten, welche ein Abenteuer suchten zur Verschönerung ihres Ehealltags. Diesen Männern ging Adriana grundsätzlich aus dem Weg.

Nun hatte sie gerade ein Problem. Sie kannte zwei Männer, die unterschiedlich waren, aber ihr in der Summe aller Eigenschaften *genau gleich gut* gefielen. Welchen der beiden sollte sie als neuen Freund auswählen? Adriana fragte Hammer um Rat.

Dieser nahm zuerst einen guten Schluck Rotwein, bevor er sich dieser diffizilen Schiedsrichteraufgabe annahm. Tja, welcher war für Adriana besser? Hammer kannte beide nicht. Vorsichtig fragte er: Wie sind denn die beiden? Wie unterscheiden sie sich?

Adriana legte ihre schöne Stirn in Falten. Ihre dunklen Augen funkelten. „Tja, Da stellst auch Du eine schwierige Frage. Der eine ist sehr lieb, sehr ruhig und sehr überlegt. Siehst Du den Typ vor Dir?“ Hammer nickte. „Der andere ist sehr aufregend, fordernd und erfolgreich. Bei ihm geht die Post ab, unaufhörlich, in jeder Beziehung. Kannst Du Dir diesen auch vorstellen?“ Hammer konnte.

„Also, was soll ich tun? Ich erhalte von beiden um die Wette SMSs, alle fünf Minuten, und beide möchten mich heute nacht noch treffen nach unserem Nachtessen. Welchen der beiden soll ich berücksichtigen?“

Wieder summte Adianas Handy., Rasch schrieb sie eine Antwort des Stils: KOMME, ABER NUT VIELLEICHT. Da summte ihr Mobiltelefon schon wieder. Der Verehrer schrieb: SEHEN WIR UNS NUN HEUTE ABEND? Adriana antwortete rasch: VIELLEICHT.

So ging es immer weiter. Alle paar Minuten kam vom einen und vom anderen Mann eine neue SMS-Nachricht herein. Adriana war voll beschäftigt, die beiden Verehrer bei Laune, aber auch hinzuhalten. Noch hatte sie sich für keinen der Beiden entschieden.

Sie kam auf ihre Frage an Hammer zurück: „Sage mir, welchen der beiden soll ich nehmen?“

Hammer, ganz Diplomat, schwieg zuerst und widmete sich dann noch dem Dessert. „Du weißt“, sagte er, „das kann ich eigentlich gar nicht beurteilen. Ich kenne keinen der Beiden. Aber an Deiner Stelle würde ich den Aufregenden, Interessanten nehmen heute Abend und nicht den Ruhigen.“

„So sei es“ rief Adriano. „Ich treffe mich nachher im Kaufleuten mit dem Aufregenden. Zu einem Drink. Das habe ich selbst schon so beschvlossen. Der Ruhige soll warten, der ist mir sowieso schon ganz ergeben. Der kann und wird warten, bis ich ihn wieder sehen will.“

„Dann ist ja alles gut!“ pflichtete ihr Hammer zu, währenddem Adriana rasch zwei abschliessende SMSs an die beiden Verehrer sandte. Der Aufregende erhielt den Bescheid: KAUFLEUTEN UM 22 UHR OK. Der Ruhige wurde mit der Nachricht abgespiesen: GEHT HEUTE ABEND DOCH NICHT. MORGEN BESSER.

So wurde der SMS-Krieg zugunsten des Aufregendenden entschieden.

Hammer zahlte und eilte auf den Zug. Adriana, die sich bei ihm für das Nachtessen überschwänglich bedankte, eilte dem Aufregenden entgegen. Für diesen Abend war die Entscheidung getroffen. Der Draufgänger hatte gesiegt.

12 DAS RENTNERALTER

Altermatt hatte nun das sechzigste Altersjahr überschritten und gehörte auch zur Rentnergesellschaft.

Das äusserte sich darin, dass er in gewissen Museen in den Genuss eines Seniorenrabatts kam. Das war vor allem in den USA der Fall.

Ferner bekam er von seiner Bank die Mitteilungen, sein Konto sei nun in ein 60PLUS-KONTO umgewandelt worden und trage einen Viertelprozent mehr Zins. Schön!

Schliesslich bekam Altermatt ab dem sechzigsten Altersjahr eine kleine Rente von einem früheren Arbeitgeber, was ihm erlaubte, gewisse Extras aus diesem Zusatzeinkommen zu bezahlen.

So summierten sich die Vorteile des Älterwerdens und des Überspringens der magischen 60er-Grenze.

Die Kehrseite war, dass sich Altermatt plötzlich um Vieles älter fühlte. War das Leben nun nicht schon zum grossen Teil vorbei? Auch was sollte er sich noch freuen?

Es sah vor seinem geistigen Auge Sitzbänke im Park, wo er Stunden an der Sonne verbringen würde, die Musse geniessend. Alter hiess natürlich auch in aller Regel Krankheit und Leiden. Ein Besuch in einem Altersheim, den er kürzlich unternommen hatte, war ihn in schlechter Erinnerung geblieben. All diese sehr alten, gebrechlichen und kranken Menschen, welche doch eigentlich den Tod herbeisehnten!

In seiner Lebensabschnitt-Theorie bestand aber für Altermatt, der mit Sechzig noch gesund und munter war, durchaus auch Hoffnung:

Die ersten zwanzig Jahre sind Jahre des Aufbaus.

Die nächsten vierzig Jahre zwischen 20 und 60 sind die Jahre der Arbeit und der vollen Lebensblüte.

Die Jahre ab Sechzig, zwischen 60 und 80, stellen eine Abbauperiode dar, die zumindest zwischen 60 und 70 noch durch eine grosse Vitalität gekennzeichnet sein kann..

Nach 80 ist das wirkliche Alter da. Es entscheidet die Gnade Gottes, wie lange der Einzelne noch lebt und er durch Krankheit oder Unfall stirbt.

Die heutige Lebenserwartung beträgt für Männer und Frauen um die Achtzig, für Frauen etwas mehr, für Männer etwas weniger.

Also, das Alter 60 ist kein Grund zur Besorgnis. ‚Lebe gesund und sei aktiv‘, sagte Altermatt zu sich, ‚dann wirst Du noch viele Weihnachten erleben!‘

Let's hope it!

13 HERBST

Hammer hatte noch nie einen so schönen Herbst erlebt wie dieses Jahr. Er befand sich in einem Haus von Freunden in Bergbünden. Alle Tage machte er ausgedehnte Wanderungen.

Jeden Morgen wölbte sich ein tiefblauer Himmel über dem Tal.

Nach einem ausgedehnten Frühstück verliess Hammer das Haus und spazierte durch Wiesen und Auen, bis er den Wald erreichte.

Dort hatte er seine Stammroute, welche durch einen lichten Lärchenwald führte, dessen Bäume in Goldgelb getaucht waren, schien die herbstliche Sonne in sie.

Lärchen sind Bäume der Ostalpen, welche im Winter ihre Nadeln verlieren. Im Frühling grün und frisch, gehen diese Nadeln im Spätherbst in ein intensives Gelb über, bis sie sich dann in einem rötlichem Ton vom Zweig lösen und zu Boden fallen, wo sie einen richtigen Teppich bilden.

Hammer war in diese goldgelben Lärchen richtig verliebt. Er dachte zu sich: ‚Sie sind wie Frauen. Eine Frau, von der Liebe erfüllt, ist schön und strahlend, wie eine Lärche, vom Sonnenlicht erfüllt. Geht die Liebe bzw. Sonne weg, sind Frau und Lärche nur noch einen Schatten ihrer selbst‘.

Er fand diesen Vergleich selbst etwas unpassend, aber doch ganz zutreffend.

Am Schönsten fand Hammer das „Übereinander“ von zierlichen, formvollendeten jungen Lärchen, in deren Hintergrund das Grünschwartz eines Tannenwaldes der Kontrast bildete. Da seufzte er zu sich: ‚Wäre ich doch nur ein begnadeter Maler oder ein begabter Fotograf, um dieses Wunder der Natur festzuhalten!‘

Mit Worten, so fand Hammer, liess sich dieser Naturzauber nur annähernd oder überhaupt nicht beschreiben.

Die längste Zeit konnte Hammer an seinen Lieblingsplätzen im Lärchenwald stehen und sitzen, um das Zusammenspiel von Lärchen, Tannen, anderen Bäumen, fernen Tälern, Bergen und weissen Firnen zu bewundern.

‚Fürwahr ein irdisches Paradies‘, dachte er zu sich, ‚von den meisten Menschen kaum beachtet‘.

Darin hatte er nicht unrecht. Es gibt Grossartiges in der Natur, das sich kostenlos darbietet, hat man die Augen und die Musse, diesen ungeheuren Reichtum in sich aufzunehmen. Als Eintrittsbillet genügen Zeit, gute Laune und ein Wanderstab.

Sind Sie auch ein Bewunderer der Natur?

14 DIE RÄCHERIN

Die Rächlerin ist eine Frau, welche vom Leben und ihrem Mann enttäuscht worden ist.

Dabei hatte ja alles so gut begonnen:

Eine schöne Jugendzeit, ein Lehre, ein Aufenthalt in einem anderen Teil der Schweiz und das Kennenlernen des künftigen Ehemannes.

Dieser war ein Charmeur, wie er im Buche steht.

Bald kam es zu einer Traumhochzeit auf einem Schloss.

Das junge Paar zog in die Region des Schweizer Mittellandes. Mit der Zeit war es möglich, ein kleines Häuschen zu kaufen.

Der Idylle stand nichts im Wege.

Doch dann merkte die junge Frau, dass ihr Mann sie ständig betrog.

Er gab das auch zu. Doch die Fälle häuften sich, wiederholten sich.

Die junge Frau, welche ihren Mann noch liebte, litt unter dieser Untreue.

Mit der Zeit gewöhnte sie sich aber daran. Ihr Ehemann gab zu, mit anderen Frauen Abenteuer zu haben. Er machte aber geltend, als Mann brauche er das.

Bezüglich seiner eigenen Frau war dieser Mann sehr eifersüchtig. Er duldet nicht, dass sie sich je mit anderen Männern traf, und sei es auch nur zu einem Kaffee. Seine Frau blieb ihm ja auch über lange Jahre treu.

Eines Tages hatte die Frau, nun über vierzig, genug von dieser Situation. Sie verlangte die Scheidung, welche ihr auch ohne weiteres gewährt wurde.

Seither lebt sie allein in ihrem Haus. Ihr ehemaliger Mann lebt für sich in einer Wohnung und hat noch immer regen Kontakt mit wechselnden Freundinnen.

Die Frau ist aber allein. Sie ist der Überzeugung, alle Männer seien wie ihr Ex-Mann, also untreu. Sie glaubt, Männer müssten nun von ihr ausgesperrt und bestraft werden. Die Männer im allgemeinen müssen nun für die ständige Untreue ihres ehemaligen Mannes büßen.

Das kann nicht gut gehen, als sie einen lieben, zur Treue neigenden Mann kennen lernt, der sich in sie verliebt. Dieser Mann wird von ihr schlecht behandelt, ohne dass er es verdient.

Schade eigentlich.

Es hätte ja aus der neuen Beziehung etwas werden können.

15 DAS DICHTERREFUGIUM

Habe ich literarische Anwandlungen, die wie Malariaschübe kommen, muss ich mich an einen stillen Ort begeben, so ich mich in voller Konzentration meinen dichterischen Eingebungen widmen kann.

Ein solcher Ort ist das Haus von Freunden meinerseits.

Das Haus stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Es hat dicke Wände, welche die Aussenwelt abschirmen. Ich habe einen ganzen Stock für mich: Wohnhalle, Schlafzimmer, Küche und Bad.

In der geräumigen Wohnhalle befindet sich ein solider langer Tisch. An diesen setze ich mich mit meinem Laptop und beginne zu schreiben. Habe ich einen guten Tag, bringe ich es auf zehn Seiten Text.

Dabei habe ich den Vorteil, dass die Ideen in meinem Kopf jeweils schon fertig abgespeichert sind.

Ich muss sie eigentlich nur noch aus meinem Gedächtnis abschreiben bzw. kopieren. Eine kompositorische Arbeit muss von mir nicht mehr geleistet werden. Darum schreibe ich vor zu definitive Texte, in denen ich kaum mehr etwas korrigieren muss.

Es handelt sich um einen Schreibvorrat, den ich in den vergangenen Monaten in meinem Kopf aufgestaut habe. Werden die Schreibschleusen geöffnet, wird dieser Speicher geleert, bis nichts mehr drin ist. Dann brauche ich wieder einige Monate, um neue Ideen, Themen und Handlungen in meinem Kopf zu entwerfen. Dann kommt es zur nächsten „Entladung“ bzw. „Speicherleerung“.

Die scheinbare Leichtigkeit, mit der ich in kurzer Zeit viel Text schreiben kann, ist jedoch trügerisch. Im „Hintergrund“ arbeite ich recht lange an einem Text, verwerfe Varianten oder baue ihn wieder um. Das alles passiert jedoch ohne Notizen und ohne Zuhilfenahme von Papier. Das ist eine sehr intellektuelle Angelegenheit, eben reine Kopfarbeit.

Da hält es mein neuer Freund Toby aus Amerika anders. Er hat immer ein NOTE BOOK bei sich, in das er seine neuesten Ideen und Eingebungen von Hand notiert. Er ist inzwischen bei Band 57 angelangt. Seine Werke tippt er dann selbst vom Notebook in den Computer. Dann publiziert er seine Werke in kleinen Auflagen im Selbstverlag, wie ich das auch vorhabe. Einen Verleger zu finden ist aussichtslos, sagt mir Toby. Also macht er es ohne sie!

Toby habe ich in San Francisco vor dem SF MOMA (Museum of Modern Art) kennen gelernt. Toby ist überzeugter Dadaist. Seine geistige Heimat ist das Café Voltaire in Zürich, um das kürzlich ein Kampf getobt hat.

Ich werde Toby gerne wieder einmal treffen, sei es in den USA oder in der Schweiz. Von ihm kann ich noch viel lernen, und sei es nur, mir endlich ein Notizbuch zuzulegen, damit mir die guten Schreibideen wie schon so oft entfliegen, ohne je wieder zu mir zurückzukehren!

16 ICH KAUFEN ALSO BIN ICH

Von einem antiken Philosophen stammt das berühmte Wort:

COGITO ERGO SUM.

In der heutigen modernen Welt gilt ein anderes Diktum:

ICH KONSUMIERE ALSO BIN ICH.

Das ist auch richtig so.

Die Wirtschaft von heute baut auf immer effizienteren Produktionsprozessen auf. In kürzester Zeit ist ein immenser Ausstoss möglich beim Einsatz von nur noch wenigen Arbeitskräften.

Damit diese gigantische Produktionsspirale nicht zum Erliegen kommt mangels Nachfrage, müssen die vorhandenen Konsumenten wie wild konsumieren.

Das ist mir kürzlich in den USA aufgefallen.

Gehen Sie dort in eine dieser riesigen *Drugstores*, beispielsweise *Riley's*.

Da türmen sich Gestell um Gestell, Reihen um Reihen, Pillen aller Art.

Es gibt nicht *ein* Schmerzmittel, nein eine Unmenge verschiedenster Präparate, die in riesigen Packungen verkauft werden.

Man stelle sich vor: Ich schlucke eine solche Mega-Packung auf ein Mal, und ich bin bestimmt tot infolge Überkonsums des darin enthaltenen Wirkstoffes. Meine Leber macht da nicht mehr mit.

Es scheint, dass 260 Millionen Amerikaner einen Viertel des Weltarzneikonsums auf sich vereinigen. Die Erde hat etwas über 6 Milliarden Einwohner.

Es ist also eine gute Idee, in fremden Ländern die Supermarkets zu besichtigen. Sie sagen viel aus über die Lebensgewohnheiten und den Charakter des jeweiligen Volkes.

In den USA ist also ein Besuch der Mega-Drugstores und Supermarkets auch ein *Must*.

Auch in Belgien sind die Supermarkets ein Ort für Studien. Da gibt es so viele Arten Fisch, Fleisch und Weine. Die Einkaufswagen sind überladen. Der Besuch eines Supermarkets am Samstag ist eine Prozedur, die Stunden in Anspruch nimmt. Es geht ja um etwas Essentielles für den Belgier: Das Essen, das er mit Herz und Seele liebt!

Machen Sie mit meiner Idee, Reisen durch die Supermarkets fremder Länder zu organisieren? Buchungen sind bald möglich!

17 ÜBUNGEN IN TRANSAKTIONELLER INTELLIGENZ

In einer früheren Geschichtensammlung habe ich eine Lanze für die *transaktionale Intelligenz* gebrochen. Vereinfacht geht es bei ihr darum, den Lebensalltag besser und effizienter zu meistern.

Damals schon habe ich ein *Handbuch der transaktionalen Intelligenz* in Aussicht gestellt. Da ich aber immer noch im Erwerbsleben stehe und meine Schriftstellerei nicht mehr als ein gelegentliches Hobby sein kann, für das ich Ferienzeit aufwende, bin ich mit diesem epochalen Werk, das den Gang der Menschheit revolutionieren würde, im Verzug.

Immerhin bin ich nun bereit, einige *Übungen in transaktionaler Intelligenz* zu präsentieren, die jeder Einzelne für sich zuhause oder im Kontakt mit der Aussenwelt, so bspw. auf Reisen, machen kann.

Beginnen wir mit der *Übung Nr. 1: Aufbewahrung von wertvollen Reisedokumente und von Schlüsseln:*

Ich kann nur wiederholen, was ich in der früheren Geschichte schon gesagt habe: Wertvolle Reisedokumente (Pass, Flugbillets, Impfausweise usf.) und Schlüssel (Wohnung, Auto usf.) gehören im Haus und auf Reisen *an einen festen Ort*, wo sie immer wieder gefunden werden können. Dieser *feste Ort* muss individuell definiert und „geübt“ werden. Machen Sie diese Übung jetzt gerade für sich!

Sie werden feststellen, dass sie sich in Zukunft mit dem *Fester Ort*-System eine Menge Ärger sparen. Der *Feste Ort* muss bei Ihnen mental klar verankert sein und er darf nicht wechseln. Konstanz ist hier alles!

Die zweite Übung ist neu und betrifft das Fahren im öffentlichen Bus.

Es ist immer wieder ein irrationelles Sitzverhalten von insb. älteren Menschen im Bus festzustellen. Sie kommen an einer Haltestelle in den Bus und direkt vor ihnen befindet sich ein freier Sitzplatz. Sie nehmen diesen Sitzplatz nicht in Anspruch! Lieber stehen sie und werden herumgeschüttelt. Oder es kommt an der nächsten Haltestelle ein junger Mensch und schnappt sich den freien Sitzplatz.

Also Regel Nr. 2: Immer den nächstgelegenen freien Sitzplatz im Bus belegen, hat man selbst ein gewisses Alter (50+) erreicht.

Das ist für den Betreffenden selbst und die Gesamtheit der Busbenützer die effizienteste Methode, den Bus bestmöglich auszunützen und möglichst vielen Fahrgästen einen Sitzplatz zu offerieren.

Die nächste und letzte Übung betrifft den Tagesablauf beim Reisen auf eigene Faust in der Freizeit.

Regel Nr. 3: Auf Reisen immer eine gute Karte und Mineralwasser auf sich tragen, zur Mittagszeit keinen Alkohol trinken und sich mit einem leichten Snack/Sandwich gegnügen.

Diese dritte Regel klingt sehr einfach und einleuchtend. Sie dient der Optimierung der zur Verfügung stehenden „Besuchszeit“ auf Reisen und in den Ferien.

Hätte ich selbst diese Regel immer konsequent angewendet, wäre mir schon viel Ärger auf Reisen und in den Ferien erspart geblieben.

Ich erkläre die einzelnen Elemente:

a) gute Karte, Sonnencreme, Regenschutz/Schirm, Pullover:

Es handelt sich um Reiseutensilien, die immer gebraucht werden. Nicht vergessen!

b) Mineralwasser:

Bei heissem Wetter im Süden ist die Mineralwasserflasche ein absolutes Must. Auch bei Bergwanderungen.

c) Kein Alkohol zur Mittagszeit:

Eine Massnahme, die Geld spart und die Leistungsfähigkeit während dem Tag gewaltig steigert. Auch notwendig für lange Autofahrten.

d) Leichter Snack/Sandwich zur Mittagszeit:

Spart unendlich Zeit, Nerven und ist ein Mittel gegen das Dickwerden. Das gute Mahl kann in den Ferien und auf Reisen abends eingenommen werden, inkl. Alkohol.

Ich begnüge mich mit diesen drei Übungen fürs Erste.

Viel Spass!

18 DIE NASCH-TANTEN

Diese Woche war ich in einem kleinen Dorfladen, in der Schweiz *Lädeli* genannt. Unsere alemannische Sprache weist ja einen ungeheuren Sprachschatz auf, der nur von wenigen Dichtern je aus den Tiefen der Volksseele gehoben worden ist und gerade auch im hochdeutschen Raum zu wenig bekannt ist.

An der Kasse angelangt, musste ich einen Augenblick warten, bis ich bezahlen konnte. Das gab mir die Zeit und die Musse, zwei jungen Nasch-Tanten zuzusehen, die damit beschäftigt waren, ihren kleinen Batzen möglichst gut in Schleckstengel verschiedener Art anzulegen, die sich in einer Reihe von gläsernen Behältern befanden, deren Deckel man von sich aus heben konnte, um zu den begehrten Süßigkeiten zu gelangen.

Die beiden Schleckmäuler im Alter von ungefähr drei Jahren, allerliebste anzusehen mit ihren munteren Gesichtchen, hübschen Kleidchen und kecken Hütchen, waren sich unschlüssig, wie viele und welche Bonbons von jeder Dose sie nehmen sollten.

Zuerst griffen sie in den einen Glasbehälter, dann in den andern, um dann wieder zu zählen, was sie in ihren kleinen Händen hielten, und um zu überlegen, ob der Franken vom Grosi, der Tante oder von der Mutter für all diese Herrlichkeiten reichen würde.

Die Verkäuferin wurde etwas ungeduldig.

„Nun macht schon vorwärts, Ihr Fräuleins! Andere Kunden müssen wegen Euch warten!“

Ich sagte zu ihr: „Das macht doch nichts. Ich bin in den Ferien und habe Zeit. Wie sagt man übrigens bei Euch für dieses Naschen der Kindern von Süßigkeiten?“

„*Schipfen*“, antwortete sie, und ich verstand unter diesem Ausdruck gar nichts.

Endlich wusste die zwei kleinen Damen, wonach ihr Herz begehrte, ohne dass das knappe Budget überschritten wurde.

Sie zahlten und gingen aus dem Laden, um sich all diese Schleckstengel zu Gemüte zu führen, was natürlich ihrem Zahnarzt weniger Freude machen würde.

Als ich das Verkaufsgeschäft auch verliess, standen die beiden kleinen Mädchen beim Dorfbrunnen, immer noch mit dem Vertilgen des Schleckzeugs beschäftigt.

Sie taten das mit einem Eifer und einer Inbrunst, als müssten sie gewärtigen, dass Ihnen diese Beute wieder entrissen würde, -- wie Vögel, die sich von einem Tisch im Freien ein Stücklein Brot schnappen und es dann sofort verzehren.

„Wohl bekomm's ihnen“, sagte ich zu mir, als ich meinen Auto zuwandte. „Es gibt doch kleine Freuden in jedem Alter, selbst im jüngsten und zartesten, die dann zu geniessen sind, wenn man das richtige Alter dazu hat“.

19 DIE LEERE WAND

In Bärenstadt gibt es einen alten Turm mitten in der Stadt, an dessen Seite sich eine grosse leere Wand befindet.

Diese Wand ist in den vergangenen Jahren immer wieder von Graffiti-Künstlern mit Zeichnen aller Art überzogen worden.

Um diesem wilden Treiben ein Ende zu machen, hat die Bauverwaltung der Stadt nun eine zweite Wand montiert in gleicher Farbe, einem Ockerbraun, auf der wechselnde Texte stehen, welche die Graffiti-Amateure von weiteren Taten abhalten sollten.

So stand da einmal geschrieben (soweit ich mich entsinnen kann):

Der Sprayer hat einen Düsentrieb.

Nur weniger genial.

Die Texte haben zum Zweck, die Werke der Graffiti-Artisten als „Nicht-Kunst“ zu entlarven und deren Existenz als überflüssig hinzustellen.

Nun bin ich mit der Stadtverwaltung völlig einig, dass es schade ist, eine wunderbare Stadt mit Graffitis zu verunstalten, die nur mit grossen Kosten wieder aus den Sandsteinfassaden entfernt werden können.

Auch die Wand am Turm mitten in der Stadt sollte von Graffitis verschont bleiben.

Was mich aber stört, ist der kunstfeindliche Unterton dieser belehrenden Texte an die Adresse der Möchtegern-Graffitimaler.

Sie werden in diesen Texten als mehr oder weniger unfähige Gelegenheitskünstler dargestellt, welche ihr Handwerk ganz lassen sollten.

Das geht aber meines Erachtens zu weit.

Wer kann heute schon sagen, was Kunst ist?

Es gibt keinen objektiven Massstab zur Definition von „Kunst“.

So gibt es auch hervorragende Graffitis von unbekannten Künstlern, welche in Büchern gesammelt werden.

Es tut mir etwas weh, wenn ich an diesen supercleveren Sprüchen vorbei gehe, welche die Graffiti-Urheber als Null-Lachnummern darstellen.

Sie sind geeignet, auch ernsthafte Künstler davon abzuhalten, je bildnerische Ausdrucksformen zu probieren. Auch sie kann man ja damit angreifen, so gute Erfinder wie Daniel Düsentrieb seien sie ja nun auch wieder nicht.

Empfinde ich das richtig oder liege ich selbst falsch?

20 DAS WALSERDORF

In Bergbünden gibt es ein kleines Walserdorf auf 1800 Metern mit einer Holzkirche.

Ich rate allen Besuchern Bergbündens, dieses romantische Dorf zu besuchen.

Die Anfahrt gestaltet sich nicht so leicht, geht es doch nach Thusis steil den Berg hinauf, in vielen engen Kehren.

Oben abgekommen, wird der Besucher jedoch mit einer fantastischen Aussicht, Original-Walserhäusern und gastfreundlichen Menschen belohnt.

Im Restaurant Alpenblick liegt auch ein Photoalbum aus vergangenen Zeiten auf, welches ein Zeugnis der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts darstellt. Zu Beginn hat es die kleine Verena Hunger, die gesund und fröhlich in die Kamera blickt.

Die Holzkirche ist von absoluter Schlichtheit. Im Innern hat es Bänke, eine Kanzel und ein sehr altes Harmonium.

Es ist schon erstaunlich, steht man als Besucher in einem solchen urtümlichen Dorf, dass dieser abgelegene Ort schon vor Jahrhundert besiedelt worden ist.

Die Einheimischen raten mir, im Sommer wieder zu kommen. Dann ist es am Schönsten! Die Sonne scheint den ganzen Tag, es ist warm und Sie können uns beim Heuen zusehen oder den Kühen beim Grasern.

Ich versprach, im nächsten Sommer wieder zu kommen.

Auf dem Weg nach unten ins Tal nahm mich ein Bauer in seinem Subara-4x4-Auto mit. „Machen Sie sich nichts daraus, mein Auto ist ein halber Stall!“ Ich sagte dem Mann mit Bart, der eine Pfeife rauchte, das mache mir gar nichts aus. Mein Vater sei auch ein halber Bauer gewesen, der sein Auto für Transporte aller Art eingesetzt habe.

Bello, der Hund des Bauern, läuft dem Auto nach, mal vor dem Subaru, mal hinter ihm, mal Abkürzungen nehmend, und wieder vor dem Fahrzeug.

„Haben Sie nicht Angst, dass Ihr Hund ins Auto läuft?“

“Nein!“, lacht der Bauer, „er ist das gewohnt und macht das immer so!“

Unten im Tal angekommen, bin froh, mit meinem Auto, das ich halber Höhe parkiert hatte, nicht über die Strasse hinaus den Abhang hinunter gestürzt zu sein.

Mit zunehmendem Alter wird man ängstlicher!

21 WEGE ZUR VERMEIDUNG EINES ABSTURZES

In Zürich tobt ein grosser Streit um den Flughafen.

Deutschland hat verlangt, dass weniger Anflüge über deutsches Gebiet geführt werden und auch solche über Schweizer Gebiet von Osten und von Süden erfolgen.

Diesem Wunsch ist von Schweizer Seite entsprochen worden.

Soweit die aktuelle Lage und die Facts.

Was die Menschen in Zürich und Umgebung nun herumtreibt, ist die Angst vor einem Absturz eines Passagierflugzeuges, das von Osten oder Süden landet, auf stark bewohntes Gebiet.

Diese Angst ist verständlich und es muss ihr begegnet werden.

Welche Vorkehrungen sind zu treffen, dass diese Eventualität gar nie eintritt?

Ich habe einige Lösungsansätze entwickelt, die ich nun gerne präsentieren möchte

A. Der Flughafen wird verlegt.

Mein neuer Flughafen befindet sich im Gebiet des Militärflughafens Payerne im Waadtland. Eine Schnellbahn verbindet Zürich-Kloten und Payerne. Die Passagiere checken weiterhin in Zürich-Flughafen ein und werden dann mit der Ultra-Schnellbahn in weniger als dreissig Minuten nach Payerne gebracht. Die Ultra-Schnellbahn wird in einer unterirdischen Trasse gelegt und funktioniert auf der Basis der Magnet-Luftkissenbahn.

B. Zürich wird mit Basel und Genf kurzgeschlossen.

Es gibt neu eine Schweizer Flughafen AG. Die drei grossen Flughäfen Zürich, Basel und Genf werden mit leistungsfähigen Schnellbahnen (Art TGV) verbunden und koordiniert geführt. Südanflüge werden in Zürich überflüssig.

C. Zürich macht Verbund mit München und Stuttgart

Der Flughafen Zürich wird mit den Flughäfen München und Stuttgart kurzgeschlossen, mit Schnellbahnen verbunden und diese drei Flughäfen operieren koordiniert.

D. Allianz Zürich-London

Da die Swiss in der One World-Allianz der British Airways mitmacht, wird der Flughafen Zürich zum Zubringer von London und London zum Zubringer von Zürich. Die Flüge werden zwischen diesen beiden Hubs verteilt; London ist der grosse, Zürich der kleine Hub.

E. Europäische Koordination

Es werden von der Europäischen Kommission in Brüssel verbindliche Normen für die Lärmbelastung von europäischen Flughäfen entwickelt, die überall einzuhalten sind. Die Airport werden so gezwungen, eng miteinander zu kooperieren, auch grenzüberschreitend. Der Europäische Luftbinnenmarkt inkl. Schweiz wird zur vollen Realität.

Ich hoffe, dass meine Vorschläge nicht als reine Fantasterei abgetan werden.

Wir müssen langfristig und grenzüberschreitend denken!

Die Schweiz ist keine Insel, auch nicht im Luftverkehr.

22 DER PANACHE-TRAUM

Im vergangenen Sommer war ich wieder mit meinem Freund und seiner Familie in den Bergen unterwegs. Die Wanderung dauerte um die sechs Stunden. Zuerst ging es auf einen Pass und dann wieder weit hinunter ins andere Tal.

Unterwegs, beim steilen Aufstieg auf den Pass, mitten in der Augusthitze, kam mir eine Vision:

Ich sah vor mir einen Pachache-Wasserfall, unter dem ich stehen konnte und nur das Maul aufsperrn musste, um diese köstliche Mix aus Bier und Limonade zu trinken. Ja, ich konnte sogar ohne weiteres eine Panache-Dusche nehmen. Wie herrlich! Wie erfrischend!

Die geneigte Leserin, der geneigte Leser werden verstehen, wie ich zu dieser Fata Morgana kam! Beim Aufstieg auf den Pass, mitten im unwegsamem Fels und Geröll, auf welche die Sonne umbarmherzig schien, wurde für mich dieser Panache-Traum zum einzigen Strohalm, an den ich mich noch klammern konnte.

Ich stellte mir einfach vor, dieser Panache-Wasserfall sei Realität, ich stände darunter und würde mich am herrlichen kühlen Nass laben.

Mit dieser Vision fiel es mir leichter, die letzten hundert oder zweihundert Meter bis zum Pass zu schaffen.

Als wir auf der anderen Seite des Passes ins Tal kamen, durfte ich endlich einkehren. Sie können drei Mal raten, was ich bestellte: Einen Liter Panache!

Das mundete mir herrlich, kam aber noch nicht ganz an meinen Panache-Traum heran.

Darum meine Aufforderung an alle Bierbrauer: Schafft einen Panache-Wasserfall auf Eurem Brauereigelande oder einem zugehörigen Park!

Mit einem Badkostüm angezogen, könnte sich da Mann und Frau, Alt und Jung (ab 16 Jahren) unter den Panache-Wasserfall stellen und sich am köstlichen Nass laben, natürlich gegen Bezahlung eines Eintrittspreises.

Wer nimmt meine Idee auf? Ich komme zur Einweihung und halte eine Rede. Bezahlen muss man mir nichts für meinen Vorschlag, der mir beim steilen Aufstieg von selbst gekommen ist. Meine Motivation ist nur das Wohl der Menschen in einem heißen Sommer wie dem letzten.

Ich hoffe, als Wohltäter der Menschheit gewürdigt zu werden!

Das ist mein einziges Ziel.

(leere Seite)

OPUS 5

**ALIASSE
UND ANDERE GESCHICHTEN**

(Geschichten 5)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Der Erfindungskraft gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	4 / 46
1 ALIASSE – AMELIE AUF DER POST	5 / 47
2 I PROMESSI SPOSI	7 / 49
3 MORD AUF DEM DORF	8 / 50
4 REGINA ZÄHMT EINEN WILDEN	11/ 53
5 EINE WEITERE ÜBUNG IN TRANSAKTIONELLER INTELLIGENZ	14 / 56
6 DIE INTERNATIONALE EISENBAHNKONFERENZ	17 / 59
7 DAS HANDYORCHESTER	20 / 62
8 TOD AUF BESTELLUNG	22 / 64
9 FREDDY - DER GESTEUERTE MENSCH	24 / 66
10 IUS PRIMAE NOCTIS	27 / 69
11 DIE BESONDERE BEZIEHUNG	28 / 70
12 HENRI KEHRT ZURÜCK	31 / 73
13 DIE SCHLAFLITERATUR	32 / 74
14 DIE ZWEI LIEBENDEN	33 / 75
15 DER FAMILIENFONDS	34 / 76
16 COMPUTERSPRACHE IM ALLTAG	35 / 77
17 DIE GESCHWINDIGKEITSTÄUSCHUNG	36 / 78
18 DIE FREIHEIT DES DICHTERS	37 / 79
19 KATHARINA AUF SPITALBESUCH	38 / 80
20 DER NEUE SKI	39 / 81
21 DER STUHLBESETZER	40 / 82
22 M. IN MEMORIAM	41 / 83
Bestellnachweis	42 / 84

VORWORT

Die Geschichtensammlung 5 vereinigt erneut grössere und kleinformatige Werke, vergleichbar mit einer Bilderausstellung eines Malers.

Wiederum handelt es sich zum grossen Teil um rein erfundene Geschichten.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 ALIASSE – AMÉLIE AUF DER POST

Kürzlich war ich am Nachmittag auf der Post, die mein Schliessfach beherbergt.

Es war der 30. Januar. Nachmittags. Die Schalterhalle war mit Wartenden überfüllt. Ich löste eine Nummer, welche mit das Recht geben würde, bei ihrem Aufleuchten an einer Anzeigetafel zu einem bestimmten Schalter zu gehen, um meinen Brief mit Einschreiben abzusenden.

Ich hatte keine Lust, längere Zeit auf meine Nummer zu warten. Ich ging einen Stock höher zu den Schliessfächern. Ich wollte meine Post holen.

Oben angekommen, suchte ich meinen Schlüssel in der Kitteltasche. Gefunden! Eben stand ich im Begriff, mein Schliessfach zu öffnen, als mich eine Erscheinung überraschte, welche mich innehalten liess, den Schlüssel immer noch in der rechten Hand.

Amélie – wie aus dem Film, kam lächelnd auf mich zu! Alles stimmte an ihr – die roten Schuhe, das hübsche Kleid, das süsse Gesicht, die hochgesteckten Haare, das schwarze Beret.

Ihr spitzbübisches Lächeln nahm mich ganz gefangen. Ich wusste mir nicht zu helfen. Sollte ich sie - *Amélie* – ansprechen? Nein, entschied ich mich. *Amélie*'s einladendes Lächeln galt wohl nicht mir – sondern der ganzen Menschheit! So begnügte ich mich damit, der jungen Dame artig guten Tag zu wünschen.

Sie antwortete nicht. Sie nickte nur. Vielleicht, fuhr es mir durch den Kopf, kann sie gar nicht deutsch. So hat sie mein *Grüssgott* gar nicht verstanden. Oder sie ist nur eine Einbildung von mir – und kann gar nicht sprechen!

Die Erscheinung *Amélie* war jedoch so real, dass sie aus ihrem Schliessfach eine rote Karte holte. Das hiess, dass sie ein Paket am Schalter neben den Schliessfächern abholen musste. Dort sah ich *Amélie* dann auch noch einige Zeit stehen, bis sie das Gewünschte vom Postbediensteten erhielt. Ich sortierte in der Zwischenzeit meine Post.

Beim Hinausgehen wandte mir *Amélie* ihren Blick nochmals zu. Noch immer schien sie zu lächeln, wenngleich nicht mehr so strahlend, wie beim Hineinkommen.

Ich winkte *Amélie* zum Abschied zu. Sie lächelte mir weiter zu. Dann war sie weg.

Den ganzen Nachmittag ging mir *Amélie* nicht aus dem Kopf. Da ich ein bereits älterer Mann bin, musste ihr einladendes Lächeln ein Charakterzug von ihr oder eine wohl einstudierte Pose sein! Diese junge Dame spielte *Amélie*, kleidete sich wie *Amélie*, gab sich wie *Amélie*. Sie stellte ihr Filmidol im wahren Leben nach – in jedem Detail. Ja, das musste es sein!

Wie oft bin ich doch schon *Aliassen* begegnet – Doppelgängern von berühmten Film-

schauspielern. Dabei kann es sein, dass der oder die Betroffene eine Filmgrösse nachahmt – sei es in der Frisur, der Kleidung oder dem ganzen Habitus.

Es kann aber auch sein, dass eine Person wirklich aussieht wie ein berühmter Film-
darsteller.

Ich erinnere mich an einen Mann, der *Spencer Tracy* verblüffend ähnlich sah. Das ist nur ein Beispiel unter mehreren.

Haben Sie das in Ihrer menschlichen Umgebung auch schon bemerkt? Solche verblüffende Ähnlichkeiten?

Wenn ja, spricht das für Ihre gute Beobachtungsgabe.

Die Filmwelt kommt so in Ihrer realen Welt zu einer teilweisen Wiederauferstehung.

Das kann ganz amüsan sein!

Amélie, die mir im Film und in ihrer Reinkarnation so gefallen hat, habe ich noch nicht vergessen.

Sind Sie ihr auch schon begegnet – irgendwo auf der Welt?

2 I PROMESSI SPOSI

Für meine Gesundheit gehe ich öfters baden. In einem kleinen Ort in den Bergen hat es ein Solebad. Das eine Bassin liegt im Freien, direkt unter der Kirche. Das andere Bassin befindet sich im Inneren der Badeanlage und ist primär für Familien mit kleinen Kindern bestimmt.

Ich tummelte mich im Aussenbad. Zuerst hielt ich mich in einem Whirlpool auf, welcher den Rücken einer guten Massage aussetzt. Dann legte ich mich auf eine Liegebank, welche mit massierenden Düsen versehen war. Zwischenhinein schwamm ich etwas.

Es hatte wenige Leute. Sie waren im winterlichen Dampf, der sich über dem warmen Solebad erhob, kaum zu sehen.

Ein junges Paar war damit vergnügt, miteinander *Hasch-Mich* zu spielen. Das eine Mal war es die junge Frau, welche ihrem Freund nachschwamm, bis sie ihn von hinten erwischte, heftig umarmte und abküsste, was er gerne mit sich geschehen liess. Dann war er Derjenige, der sich auf die Suche nach seiner Verlobten machte, bis er sie fand und küssen durfte.

Die kecke junge Dame mit dem Rossschwanz war meist die Jägerin – ihr Freund der Gejagte. Wie wild sie ihre zarten, aber kräftigen Arme um seinen Hals schlang, hatte sie ihn einmal in eine Ecke des Bassins gedrängt, wo für ihn kein Entkommen mehr war! Sie drückte ihn an sich, überschüttete ihn mit innigen Küssen, bis ihr Freund, der ständig mit einer Brille kämpfte (warum, war eigentlich nicht ersichtlich), sich ihr ganz ergab.

Doch dann liess sie ebenso schnell von ihrem Freund, tauchte unter und war irgendwo im weiten Bassin verschwunden. So war ihr Verlobter gezwungen, die Suche nach seiner zierlichen, aber doch so sportlichen schwatzhaarigen Schönen wieder aufzunehmen. Dieses Versteckspiel setzte sich noch lange fort. Das junge Paar wurde nicht müde, sich zu trennen, und wieder innig zu vereinen. Die Zahl ihrer Küsse ging wohl in die Hunderte, wenn nicht in die Tausende.

Dabei sprachen die Beiden fast unaufhörlich miteinander, war sie zusammen. Die schöne italienische Sprache pflanzte sich über dem dampfenden Wasser fort. Bei der jungen Dame gefiel nicht nur die klare Artikulation ihrer Stimme, sondern auch ihr fröhliches Lachen, die Koketterie und Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks.

War das nicht eigentlich wunderbar, einem jungen Paar zuzusehen, das spontan seine Liebe und Zuneigung zum Ausdruck! Die Kraft der Umarmungen und der Küsse der jungen Frau, diese unbändige Zärtlichkeit, welche sie aus eigenem Antrieb ihrem Freund schenkte – der übrigens weit passiver wirkte – war begeisternd.

Es gibt sie also noch: Die vitale, urkräftige Liebe und spontane, uneingeschränkte Hingabe, durch keinerlei Absichten, Rechnungen und Hintergedanken verfälscht.

!

Es lebe die Liebe – vive l'amour!

3 MORD AUF DEM DORF

Kommissar Tarnuzzers siebenter Fall

Das Haus lag etwas abseits von der Strasse, mitten in einem Obstgarten. Es war alt, aber nicht auffällig. Ein Patrizierhaus, sagten die einen. Eine alte Hütte, meinten die anderen im Dorf.

Das alte Haus hatte drei Stöcke. Im Parterre wohnte ein älterer Herr, der sich im Dorf nie blicken liess. Niemand kannte ihn wirklich. „Ein Kauz!“ sagten die einen. „Ein Spinner!“ meinten die anderen. Doch da er niemandem etwas zuleide tat und immer in seinen vier Wänden zu sein schien, liess man ihn unbehelligt.

Einige munkelten, er sei reich, ja steinreich. Andere glaubten zu wissen, er sei ein Hungerleider. Die Autoritäten des Dorfes, der Pfarrer, der Gemeindepräsident und der Lehrer, wussten auch nicht viel über den Mann im Haus, wie er in Ermangelung von Greifbarem von allen genannt wurde.

Zur Belustigung aller hiess der Mann übrigens Hauser. Gotthelf Hauser. Zum ungewöhnlichen Vornamen war er übrigens gekommen, da seine Mutter eine glühende Bewunderin des Berner Mundartdichters gleichen Namens gewesen war.

Gott habe sie selig. Sie war schon lange tot. „Gotti“ Hausers Vater war auch nicht mehr unter den Lebenden. Verwandte hatte der Einsiedler auch kaum. Irgendwo gab es einen Neffen, der in einer grossen Stadt lebte. Doch der kümmerte sich auch nicht um den Alten.

So war das also. Schon seit Längerem.

Bis zum Tage, an dem ein Monteur kam, um die Heizanlage wie jedes Jahr zu kontrollieren. Zu seinem Erstaunen öffnete niemand auf sein Läuten hin.

Der Monteur verlor seine Geduld. In seiner Jugendzeit hatte er ja gelernt, mit Schlössern umzugehen, als im Dorf darum ging, Mädchen aufzuspüren, die sich mit Auswärtigen verlustierten. Die Mädchen wurden verwarnt, das nie wieder zu tun. Der fehlbare Auswärtige wurde – mitten im Winter – bis auf die Unterhosen ausgezogen, verprügelt und in den eiskalten Dorfbrunnen geworfen. Starb er nicht an Lungenentzündung, war es ihm eine Lehre, es nie wieder mit einer Dorfschönen zu probieren.

Bald gab das alte Schloss nach. Moser stand in einem düstern Flur, mit einem Bogengewölbe. ‚Echtes Mittelalter!‘ dachte sich der Monteur. Eine Lichtschalter fand er nur nach einigem Suchen.

Es sah so aus, als wäre hier schon seit Tagen, ja Wochen, niemand mehr ein- und ausgegangen. Auf einem Holztisch stand ein Teller. Eine Suppenschüssel. Brot, so alt, dass es steinhart war. Eine angefangene Weinflasche.

Moser inspizierte die Küche und das Bad. Überall Staub und Unordnung. Dann stiess er eine Holztüre auf, die einen niedrigen Türrahmen aufwies, an dem man sich gut und gerne den Kopf anschlagen konnte.

Moser trat in eine Stube. Der Holzboden knirschte. Die Vorhänge waren geschlossen. Der Monteur stolperte über einen Schaukelstuhl, den er im Halbdunkel nicht beachtet hatte. Er fluchte.

Schliesslich gelang es ihm, die schweren Vorhänge zurückzuschlagen. Endlich sah er etwas in dieser Stube, die direkt aus einem Ankerbild zu stammen schien.

Da! Was war das? Moser entfuhr unwillkürlich ein Schrei.

Auf dem Bett mitten in der Stube lag ein Mann. Ein toter Mann. Ein Messer mit fremdländischem Griff stak in seinem Herz.

Es stank nach Verwesung und Tod. Ein süsslicher Geruch erfüllte den Raum. Das Blut aus dem Herz des Toten war bis auf den Boden geflossen. Nur war es nun verkrustet. Der Teppich unter dem Bett wies einen grossen schwarzen Fleck auf.

Moser starrte dieses schreckliche Bild wie gebannt an. Dann flüchtete er. Hals über Kopf rannte er hinaus ins Freie, in den schönen Oktobertag.

Bei seinem Serviceauto angekommen, in sicherer Entfernung vom Haus, rief er seinem Chef an. „Du Noldi! Im Patrizierhaus in *Domus*, wo ich den Öltank kontrollieren wollte, liegt ein Toter im Haus. Weißt Du, wo *Domus* liegt? Etwa 20 Kilometer von Thuns entfernt, im gleichen Tal. Was machen wir, Chef?“

Moser hörte zu, was der Chef sagte. „Ja natürlich, die Polizei in Thuns anvisieren. Nummer 112. Das mache ich sofort.“

Der Monteur wählte die Polizeinotnummer. „Ja, hier Moser! Mit wem spreche ich?“

Der Gesprächspartner erklärte etwas. „Aha, Sie sind Herr Jenner. Ist das richtig? Gut so. Ich habe hier einen *Toten*. Nein, einen *Ermordeten*. Mitten im Dorf *Domus*, wenn Sie das kennen.“ Wieder sprach der Andere. Nach einer Pause sagte Moser: „Gut, ich warte, bis Sie kommen. Sie kommen mit Ihrem Chef? Gut so. Ich warte.“

Moser zündete sich eine Zigarette an. Er konnte nichts weiter tun, als warten. Ins Haus zurückgehen? Dort etwas anrühren? Nein, um Himmelswillen! Moser hatte schon genug Krimiserien gesehen. Er wollte doch nicht sich selber kompromittieren. Der Mann im Regenmantel – wie hiess er schon wieder? – ah, Colombo, oder Derrick, oder wie auch immer, würde das schon richten. Er, Moser, Monteur bei Niggli & Davatz, Heizungen und Sanitär, hatte jedenfalls damit absolut nichts zu tun. Er war im simplen amtlichen Auftrag gekommen, wie jedes Jahr den Öltank und die Heizung zu kontrollieren. So wurde die wirtschaftliche Verwendung der Energie vom Kanton überwacht. Er hatte also ein Alibi. Ein absolut Sicheres!

Den toten Mann im Haus kannte er ja nicht einmal persönlich. Moser arbeitete erst seit zehn Monaten bei Niggli & Davatz. Der Monteur legte sich alles zurecht, was er sagen wollte, wenn die Polizei anrauschen würde.

Da! Sirenengeheul! Ein Landrover mit Warnlicht. Aus dem Gefährt stiegen zwei

Männer. Ein Grosser, Schlanker, und ein etwas Kleiner, Korpulenter. „Ich heisse Tarnuzzer“ stellte sich der Grosse vor. „Das ist mein Assistent, Herr Polizeiwachmeister Jenner.“ Moser gab den beiden Herren die Hand.

„Dürfen wir das Haus und den Toten sehen?“

„Ja sicher“, pustete Moser, dem es angesichts solcher Höflichkeit von Amtes wegen fast es unheimlich wurde.

Der Monteur führte das Züglein an. Sie durchquerten den Parkplatz und den Obstgarten. ‚Das Haus steht ja mitten in einem Park‘, dachte sich Jenner. ‚Das kann sich heute niemand mehr leisten. Das Land allein ist Millionen wert!‘ sinnierte er weiter, an seine enge Dreizimmerwohnung in Thuns denkend.

Sie gingen die Freitreppe hoch. Nun waren sie im engen Gang im Parterre, mit dem Rundgewölbe, einer Höhle gleichend. Moser stiess die Türe zur guten Stube auf. „Achten Sie auf Ihren Kopf, Herr Kommissar!“ Tarnuzzer passte auf.

In der Stube angekommen, suchte Moser den Lichtschalter. Er fand ihn. Eine altertümliche Lampe erhellte den Raum. Tarnuzzer und Jenner beugten sich über den Mann auf dem Bett. Moser hielt respektvoll Abstand. „Der ist tot, Chef. Mause tot.“ Der Kommissar nickte.

„Nur nichts anrühren, Jenner!“ ermahnte nun Tarnuzzer seinen Vize. „Informieren Sie sofort die Spurensicherung in Curia. Die sollen sofort kommen und alles aufnehmen.“

Jenner salutierte leicht. „Ja Chef. Wird gemacht.“

Er rannte hinaus auf den Parkplatz, um über die amtliche Leitung die Kripo in Curia für den Einsatz in Domus aufzubieten.

Tarnuzzer faltete die Hände. Er schien zu beten.

Dann wandte er sich an Moser. „Wollen wir hinausgehen? Ins Freie, an die Sonne? Dort können Sie mir alles erzählen, was Sie wissen.“

Der Monteur nickte. Er war erleichtert, dass er diesen schrecklichen Raum mit einem Toten – der schon eine Ewigkeit tot zu sein schien – verlassen konnte.

Der Kommissar fand einen bequemen Sitzplatz unter einem Apfelbaum, der seine vollreifen Früchte schon der Erde wiedergegeben hatten. Auf dem Gartentisch und den Sitzbänken lag ein Haufen wurmstichiger Äpfel.

„Setzen wir uns!“ befahl Tarnuzzer, der mit einer energischen Handbewegung die Äpfel wegwischte. „Was wissen Sie? Wann haben Sie den Toten entdeckt?“

Moser war froh, dass er nun alles erzählen konnte, was er nur wusste. So würde er bald wieder seiner gewohnten Arbeit nachgehen können.

(Vollständige Version dieses Kriminalromans vgl. Opus 49)

4 REGINA ZÄHMT EINEN WILDEN

Regina war von klein auf *anders* als die andern Kinder in dieser Vorstadt von Z. War sie mit anderen Kleinen auf dem Spielplatz, war sie immer die Anführerin. Regina bestimmte, was gespielt wurde. Sie befahl, wer mit wem ein Team bilden dürfe. Ihrer besten Freundin beschied sie: „Du darfst nur mit *mir* spielen – und mit niemand anderem – ist das klar?“

„Ja“ sagte Sandra. „Aber warum ist das so?“

„Weil ich das so will!“ antwortete Regina. Damit war die Diskussion beendet.

In der Schule hatte es einen Knaben, der ein richtiger Wildfang war. Er tat nur, was ihm gerade beliebte. Er quälte andere Kinder. Diese hatten Angst vor seiner Gewalttätigkeit.

Regina hatte als einzige Siebenjährige keine Angst vor diesem Knaben, der ein Jahr älter als sie war, für sein Alter überaus gross und kräftig.

Sie lud ihn zum Picknick ein. „Komm, ich kenne einen schönen Ort am Waldrand! Da können wir spielen und zusammen etwas essen und trinken!“

Der Knabe rülpste. „Nein! Ich komme sicher nicht! Was will ich da mit einem kleinen Mädchen wie Du?“

Regina sah ihn mit ihren grossen Kinderaugen an. Sie war ja nur ein feines, dünnes, sehr schlankes Persönchen, neben diesem Riesen.

„Du kommst, weil ich das will. Das tut Dir gut.“

„Ich will aber nichts, was mir gut tut.“

„Schade. Aber Du *musst* trotzdem kommen. Heute Nachmittag um zwei Uhr bin ich am Waldrand. Ich bringe alles fürs Picknick mit. Dann musst Du mir helfen, damit alles schön am Boden ausgebreitet ist. Hast Du eine Wolldecke?“

„Nein. Aber ich kann mir eine borgen.“

„Du siehst, Du bist ein lieber Bub. Du *darfst* also heute mit mir picknicken kommen. Tschüss!“

Schon war sie weg, bevor er etwas sagen konnte.

Um die Mittagszeit borgte er sich von seiner Mutter eine Wolldecke aus. Sie konnte sich keinen Reim machen, wozu er sie brauchen würde. Aber sie gab sie ihm trotzdem, allerdings mit der Ermahnung, diese nicht zu verlieren.

Um Viertel vor Zwei war Tony startklar. Mit der Wolldecke unter dem Arm steuerte er Richtung Waldrand.

Regina hatte den gleichen Weg wie er. Sie schulterte einen kleinen Rucksack, der vollgepackt war mit Biskuits, einer Thermosflasche mit Tee, Schokolade und Vielem mehr.

Sie grüsste ihn artig. „Hey Tony, schön, Dich zu sehen!“

Er murmelte etwas zurück. Tony war verlegen. Er hatte noch nie ein Rendez-vous mit einer jungen Dame gehabt!

Regina gab ihm die Hand. „Komm! Du musst keine Angst haben! Ich mache Dir nichts. Ich beisse nicht.“ Artig gab er ihr die Hand. Vereint gingen sie den Abhang hinauf, bis sie den Waldrand erreichten.

Das Picknick war gut. Tony wurde gesprächig. Er erzählte Regina, wie schwer sein Leben sei mit älteren Geschwistern, die ihn zuhause drangsalierten. Der Vater war ausgezogen. Niemand wusste, wo er war. Die Mutter schlug sich als Verkäuferin und Putzfrau durchs Leben – auch kein Schleck.

Regina hörte sich das alles in Ruhe an. Dann stellte sie ihre Frage: „Warum plagst Du aber andere Kinder, vor allem kleinere, welche Dir nicht die Stirne bieten können? Ist das nicht feige und unfair?“

Tony blieb der Mund offen. Wagte die junge Schöne mit dem schelmischen Blick und dem frohen Lachen, ihn, Tony, anzugreifen? Seine ganze Freundlichkeit war wie weggeblasen.

„Jetzt kommst Du auch noch mit Vorwürfen! Ich habe schon genug, dass mich meine Mutter und der Lehrer immer kritisieren. Hör auf oder ich gehe augenblicklich!“

„Ich habe keineswegs die Absicht, aufzuhören! Hör, dummer Bub: Kleine Mädchen und Knaben zu quälen, die viel schwächer als Du sind, ist *keine* Heldentat! Das kann jeder! Aber Du bist nun ein grosser Bub, und dazu mein Freund, der so etwas *nicht mehr tut!*“

„OK, Du magst recht haben“ antwortete Tony. „Eine Heldentat ist das nicht.“ Nach einer Pause, in der er sinnierte, stellte er plötzlich die Frage: „Was hast Du gesagt, ich sei Dein *Freund?*“

„Ja, das sage ich“, antwortete Regina, „wenn Du Dich gut zu mir *und allen anderen* benimmst. Da akzeptiere ich Dich als meinen Freund.“ Sie rückte näher zu Tony und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Er sass ganz benommen da und sagte nichts.

„Auch möchte ich“, fuhr Regina fort, „dass Du immer machst, was *ich* will, wenn wir zusammen sind. Meine Mutter sagt nämlich, ich sei sehr *dominant*. Das bin ich wohl wirklich. Ich befehle sehr gerne. Das macht mir Spass. Das ist meine Natur, sagt meine Mutter. Also musst Du mir auch gehorchen, solange wir Freunde sind. Ist das klar?“

„Ja, ich glaube wohl.“

“Das genügt mir als Antwort nicht! Sage klar und deutlich Ja!“

“Ja!“

“OK. Du weißt nun, dass Du mir immer gehorchen musst. Das will ich übrigens mit Dir üben, weißt Du das?“

“Nein. Was willst Du üben?“

“Dass Du mir gehorchen musst! Ich werde mit Dir Hexe und Katze spielen. Das ist ein persönliches Spiel von mir, das sonst niemand kennt.“

“Wie geht das?“

“Ganz einfach! Ich werde Dich mit Schnüren, einem Seil oder sonst was fesseln, wie wenn Du ein Hund oder eine Katze wärest. Dann werde ich Dir Befehle geben, die Du ausführen musst. Machst Du alles, was ich will, bekommst Du Lob von mir und eine Belohnung, ein Stück Schokolade oder einen Kuss.“

“Was aber, wenn ich Dir nicht gehorche?“

“Dann werde ich Dich bestrafen!“

“Wie denn?“

“Das lasse mein Geheimnis sein! Das verrate ich Dir noch nicht.“

“Wann willst Du dieses Spiel mit mir spielen?“

“Am nächsten Mittwoch. Zur gleichen Zeit wie heute. Sei aber pünktlich! Ich hasse es, warten zu müssen.“

“Ja, ich verspreche es Dir.“

Zum Abschied bekam Tony ganze drei Küsse von Regina. Er lief rot an vor Glück. Noch nie hatte ihn ein Mädchen geküsst, und schon gar nicht ein so hübsches wie Regina!

Am nächsten Morgen war Tony in der Schule ein Lamm. In der Pause plagte er keine kleinen Kinder. Die Kindergartenschüler blieben unbehelligt. Mit seinen Schulkameraden sprach Tony wie nie zuvor. Als er Regina sah, die in der Parallelklasse war (er hatte ein Jahr nachsitzen müssen), überkam ihn eine grosse Konfusion. Verlegen winkte er ihr zu. Sie winkte heftig zurück. Da, sie schickte ihm ein Kuschhändchen über den ganzen Pausenplatz, wie sie so in einer Gruppe schäkender Mädchen stand.

Tony fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben glücklich. Das bezauberndste Mädchen in der ganzen Schule liebte gerade *ihn*, den ungraden Buben!

5 EINE WEITERE ÜBUNG IN TRANSAKTIONELLER INTELLIGENZ

In *Opus 14* haben wir einige Übungen in transaktioneller Intelligenz gemacht.

Doch damit sind wir noch keine Meister in dieser besonderen Lebenshilfe geworden. Wir müssen noch viel mehr lernen, um das Leben weit leichter als bisher zu meistern.

Dabei ist zu sagen, dass *Transaktionelle Intelligenz* nichts anderes ist als die systematische Anwendung des gesunden Menschenverstandes. Ich betone: *Systematisch*. Wir oft kommen wir in schlimme Situationen – nur weil wir diese *systematische Anwendung des gesunden Menschenverstandes* vernachlässigen!

Ich erlaube mir zum Beginn meiner neuen Lektion über *Transaktionelle Intelligenz – Theorie und Praxis* ausnahmsweise eine Werbung in eigener Sache: Das vollständige *Handbuch der transaktionellen Intelligenz – Theorie und Praxis* dürfte – ohne Gewähr! -- als *Opus 29* bei *as-print*, meinem Selbstverlag, im Jahre 2005 erscheinen. Dieses Werk, das ich noch gar nicht geschrieben habe, wird nicht allzu ernst zu nehmen sein wird, könnte aber im Alltag doch hie und da nützliche Dienste leisten.

Zur Illustration möchte ich Ihnen die Geschichte eines guten Friends von mir erzählen, die ihm wahrhaft wiederfahren ist – und seinen Mangel an Kenntnis der *transaktionellen Intelligenz*, sowohl der Theorie als auch ihrer Anwendung – aufs Beste illustriert.

Vor drei Jahren brachte mein Freund sein Auto zum Service. Banal, sagen Sie! Banal, sage ich. Nur: Mein Freund vergass seine Papiere im Handschuhfach seines rassigen Zweiplätzers (dessen Marke ich unterschlage, um sie nicht unnötigerweise in Misskredit zu bringen!).

Dann checkte er in B. ein. um nach B. im Ausland zu fliegen. Schon beim Abflug wurde sich mein Freund gewahr, dass er seinen Pass nicht bei sich hatte. Der Flughafenpolizist machte den Abreisenden – nennen wir ihn Thomas Zeppelin – auf diesen Umstand aufmerksam. „Bei der Einreise in B. könnten Sie Probleme bekommen – die verstehen keinen Spass mit Passagieren ohne gültige Papiere!“ ZT (wie ihn alle Freunde nennen) antwortete: „Das weiss ich, Herr Polizist, aber das macht nichts. Ich war schon so oft in B., dass die mich auch ohne Pass kennen. Ich habe ja immerhin meinen Führerausweis für Personenwagen bei mir – auch mit Foto und den wichtigsten Angaben!“ „Machen Sie, was Sie wollen“, brummte der Grenzpolizist, und liess Zeppelin passieren.

Bis nach B. verlief die Flugreise ohne Probleme. Herr Dr. Zeppelin wurde in der Businessklasse von einer reizenden jungen Stewardess verwöhnt, die ihm schöne Augen machte (was ihre Gewohnheit war, und bei ihr gar nichts zu bedeuten hatte!).

In B. angekommen, reihte sich Zeppelin in die lange Warteschlange der Nicht-EU-Bürger ein. Endlich war er an der Reihe.

Der Grenzpolizist des Staates B. hörte sich Zeppelins Geschichte ruhig an. TZ schöpfte Hoffnung, dass alles gut gehen würde. Hatte er nicht ein Einladungsschreiben bei sich, das besagte, dass er in der Stadt B. in B. ein Referat am europäischen Kongress der Versicherer zu halten hatte, genau genommen am nächsten Morgen um 11 Uhr?

„Kommen Sie mit!“ schnauzte ihn plötzlich der Grenzpolizist an. „Wir gehen ins Hotel!“ Zeppelin konnte nichts anderes tun, als dem Beamten zu folgen. Lange ging es durch allerlei unterirdische Gänge. Zeppelin hatte Mühe, sein ganzes Gepäck mitzuschleppen. Der Polizist hilf ihm dabei nicht. Auch konnte er sich keinen Reim darauf machen, was mit „Hotel“ gemeint war. Auf wartete ja bereits ein Zimmer in einem der besten Fünfsterhotel der Stadt!

Schliesslich kam sie zu einem unterirdischen Polizeihauptquartier. Zeppelin wurde einem anderen Beamten zum Verhör zugewiesen. „Wie kommen Sie auf die Idee, in unserem Land ohne gültige Papiere einzureisen? Das bedeutet im Normalfall sofortige Ausweisung!“ Zeppelin erklärte nochmals geduldig seine Geschichte. Der Pass im Auto. Das Auto beim Service. Das Referat am nächsten Morgen. Die Reise mit dem Führerausweis.

Der Beamte war von dieser Geschichte nicht angetan. Auch die Einladung des Versicherungskongresses, welche Zeppelin als Referenten aufführte, konnte ihn nicht umstimmen.

“Das sind doch alles Tricks! Sie sind doch einfach ein Einreisender ohne gültige Papiere, ohne Pass oder ID – und wollen sich ins Land schmuggeln! Ab ins Hotel! Dort bleiben Sie, bis Sie sich gültige Papiere besorgt haben werden!“

Der Rest der Geschichte mache ich kurz: Zeppelin musste einen ganzen Tag und eine Nacht, also rund 18 Stunden, in einem engen, stickigen Raum verbringen, zusammen mit vielen anderen Menschen ohne gültige Einreisepapiere. Am nächsten Morgen wurde er gegen Mittag von der Helvetischen Botschaft in B. befreit, welche ihm gültige Ersatzpapiere brachte. Das Referat am europäischen Kongress war inzwischen geplatzt. Das Erstklasshotel hatte Zeppelins Zimmer anderweitig vergeben. Derweil ruhte sein Pass weiterhin im Handschuhfach des rassigen Zweisitzers, der von der Garage in B. gerade revidiert wurde.

Was lernen wir aus dieser Geschichte punkto *transaktioneller Intelligenz*?

Als Theoretiker und Praktiker der *transaktionellen Intelligenz* buchen wir keine Reise, ohne nicht zugleich unsere *Eiserne 10-Punkte-Check-List des Reisens* integral abzuheken.

Auf ihr steht unter anderem, als zweiter Punkt nach 1) *Notwendigkeit des frühzeitigen Buchens der Reise*:

2) *Drei Tage vor Abreise: Obligatorische Bereitstellung der für den Bestimmungsort der Reise erforderlichen Reisedokumente, die an einem sicheren Ort deponiert werden, der jederzeit zugänglich ist und immer der Gleiche ist.*

Hätte also mein Freund Zeppelin diese Vorsichtsmassnahme getroffen, die zur eiser-
nen Ration der Anwendungsregeln der *transaktionellen Intelligenz* gehört, wäre ihm
das Missgeschick bei der Einreise in B. nicht passiert.

Es wird also für meinen Freund TZ eine absolute Notwendigkeit darstellen, meinen
künftigen Bestseller *Handbuch der transaktionellen Intelligenz – Theorie und Praxis*
zu kaufen und von der ersten bis zur letzten Seite zu studieren!

Ich werde übrigens persönlich auch zu Denjenigen gehören, die von der Lektüre
meines kommenden Buches profitieren werden.

Es passiert mir immer wieder selbst, dass ich elementare Anwendungsregeln der
transaktionellen Intelligenz missachte.

Warten wir also ab, bis mein Handbuch erscheinen wird – und auch *mein* Leben wird
besser werden, nicht nur das der übrigen Leser dieser Hilfe und *Check-List*
alltäglicher Sachen.

Übrigens: Sofern Sie Anregungen für mein Handbuch haben – seien es empfohlene
Verhaltensregeln oder zugehörige Erlebnisse – schreiben Sie mir! Ein Mail an
info@as-print.ch genügt. Die besten Einsendungen werden mit der Erwähnung im
Handbuch und einer handsignierten Ausgabe desselben belohnt.

Machen Sie mit! Ich bin es müde, meine Bücher allein zu schreiben. Etwas Unter-
stützung von Ihrer Seite ist bei diesem lebensnahen Thema absolut notwendig.

Helpen Sie mir! Ich werde es Ihnen danken.

6 DIE INTERNATIONALE EISENBAHNKONFERENZ

Ich liebe das Eisenbahnfahren. Distanzen erfahre ich so erdnah, intensiv und über längere Zeit.

Die Liebe zur Eisenbahn habe ich mit meinen russischen Romancier-Vorbildern gemeinsam. Was wäre *Anna Karenina* ohne die fatale Rolle der Eisenbahn – am Anfang und am Ende? Was wäre Dostojewskis genialer Roman *Der Idiot* ohne die Eisenbahn?

Wo findet die erste Geschichte (*Der virtuelle Schriftsteller*) meines *Opus 1* statt? Im Bahnhofrestaurant von Olten. Bingo!

So ist es auch nicht weiter erstaunlich, dass ich mir eine *Internationale Eisenbahnkonferenz* ausgedacht habe, welche auch in Olten, dem zentralen Eisenbahnknotenpunkt der Schweiz, stattfindet.

Die Handlung dieses möglichen satirischen Kurztheaterstücks lässt sich wie folgt resümieren:

Die nationalen Eisenbahngesellschaften der europäischen Länder kommen in Olten zu ihrer Jahreskonferenz zusammen. Der Generaldirektor der Schweizerischen Eisenbahn-Gesellschaft (SEG) hat den Vorsitz. Neben den Vereinsgeschäften wird das Problem der notwendigen Effizienzsteigerung im grenzüberschreitenden europäischen Eisenbahngüterverkehr besprochen.

Der Schweizer Vorsitzende, Oskar Morgenthaler, ist ganz begeistert von einer österreichischen Erfindung, die von Professor Schottergruber stammt, welcher den Kongress persönlich mit seiner Anwesenheit beehrt.

Auf der Bühne steht ein Original-Güterwagen. Er steht auf dem hinteren von zwei Original-Geleisen mit englischer Spurbreite.

Links befindet sich die Tribüne mit den Delegierten der Europäischen Eisenbahnkonferenz (EEK). Tagungspräsident Morgenthaler (sein Name ist nicht Zufall: In Zukunft wird die Bahn endlich Profit abwerfen!) eröffnet die Konferenz. Ein Orchester intoniert die Europäische Hymne und den Schweizer Psalm. Die Delegierten versuchen, mitzusingen.

Nach der kurzen Rede Morgenthalers (die mit grossem Applaus quittiert wird) hat Professor Schottergruber das Wort. Er wird seine bahnbrechende Erfindung persönlich demonstrieren! Der Professor wird von seinem indischen Computerspezialisten assistiert, Mr. Gagarin Singh.

Künftig wird das Rangieren von Güterwagen ein Kinderspiel sein. Damit würde auch der Güterverkehr auf der Schiene in Europa wesentlich beschleunigt. Auf dem Rangierbahnhof hat es quer zu parallel laufenden Geleisen ein Hochgeleise, an denen ein motorisierter Rangierroboter hängt mit zwei mächtigen Magneten, die ständig unter Strom sind. Sie dienen dazu, die einzelnen Güterwagen hochzuheben, die dann von einem Geleise zum nächsten oder übernächsten gelotst werden, immer

am Hochgeleise hängend, und dann millimetergenau auf das Bestimmungsgeleise herunter gelassen werden.

Diese Demonstration will Professor Schottergruber den staunenden EEK-Delegierten mit einem Güterwagen „live“ bieten.

In der Tat befindet sich auf der Bühne über dem Güterwagen ein Quergeleise, an dem der Rangierroboter mit den beiden Magneten hängt.

Computerguru Singh steuert von einem Pult den Rangierroboter so, dass er exakt über dem Güterwagen steht. Dann werden die beiden Magneten auf Knopfdruck abgesenkt, bis sie das Dach des Güterwagens erreichen.

Die elektrischen Kräfte in den beiden Magneten werden aktiviert. Die Magnete schweben nach oben, indem ihre Aufhängeeinrichtung Richtung Rangierroboter eingezogen wird.

Heureka! Der Güterwagen schwebt! Nun muss er nur noch zum anderen Geleise bugsiert werden, indem der Rangierroboter motorisch auf dem Hochquergeleise eine kurze Strecke fährt.

In der Tat, der Rangierroboter setzt sich in Bewegung. Unter ihm schwebt der Güterwagen vom hinteren zum vorderen Geleise.

Da – beim Crescendo des Orchesters, setzt der Computer aus. Die Magneten verlieren ihre elektrische Anziehungskraft. Die Bühne wird dunkel.

Der Güterwagen plumpst recht unsanft zwischen die beiden Geleise.

Das Licht geht wieder an. Die europäische Strompanne ist vorbei.

Konsternation beim Professor. Er rauft sich die Haare. Computerfachmann Singh zieht einen Krummdolch. Er will sich umbringen.

Allgemeiner Radau.

Präsident Morgenthaler nimmt die Sache in die Hand. Er bittet alle Delegierten, mit ihm zusammen eine Heldentat zu vollbringen: Mit Manneskraft sollte es doch noch möglich gemacht werden, den Güterwagen endgültig von Geleise B zu Geleise A zu bugsieren.

Die um die fünfzig Delegierten legen Hand an. „Hoh-ruck!“ tönt es. Morgenthaler gibt den Takt an.

Doch vergeblich. Der Güterwagen hat sich im Schotter zwischen den beiden Geleisen vergraben. Er kann weder mit Seilen, Winden noch Balken wieder flott gemacht werden.

Schliesslich erklärt Morgenthaler *forfait*. Die Konferenz geht zu Ende, indem die

Delegierten eine Resolution verabschieden, in der die Europäische Union aufgefordert wird, Subventionen zu sprechen zur Weiterentwicklung der schottergruber-schen Rangierinnovation. Damit sind alle zufrieden und ziehen von dannen.

Präsident Morgenthauer geht sich im Bahnhofbuffet betrinken. Schottergruber versucht in seinen Plänen den Fehler zu finden. Computerfachmann Singh telefoniert mit einer Fluggesellschaft: Er will möglichst schnell nach Asien zurück.

Eine Fotoequipe macht Bilder vom blockierten Güterwagen.

Ein Radiojournalist versucht, die Verbindung zu seinem Sender aufzubauen. Endlich ist er soweit. Er kann die Grabrede halten auf einen gescheiterten europäischen Versuch, das Güterwagenchaos in den Griff zu bekommen.

Eigentlich, so schliesst er seine Rede, ist das Ganze symbolisch für Europa: Geniale Ideen, schlechte Ausführung.

Oder war es Sabotage? Die neue Rangieranlage wäre in Deutschland gebaut worden. Hat Frankreich den Atomstrom genau im richtigen Moment abgeschaltet, um das Experiment scheitern zu lassen und dem deutschen Konkurrenten keinen Wettbewerbsvorteil zu geben?

Niemand weiss die ganze Wahrheit.

Nur soviel: Europa leidet immer noch an mangelnder Einigkeit. Es bleibt eine Ansammlung von Individualisten.

Das gescheiterte Güterwagenexperiment war exemplarisch: Europa kann nicht auf neue, zukunftsweisende Geleise gebracht werden – noch nicht.

7 DAS HANDYORCHESTER

Ein zweites Kurztheaterstück lässt sich vorstellen: *Das Handyorchester*.

Mobiltelefone haben unser Leben in den letzten Jahren grundlegend verändert. Wir sind immer und überall erreichbar. Wie können auch immer und überall telefonieren, d.h. andere zu erreichen versuchen.

Im Markt tummeln sich nachgerade immer mehr Mobilfunkanbieter.

Die zuletzt Gekommenen müssen sich etwas einfallen lassen, um an ihre prospektiven Kunden zu gelangen.

So ist es nicht erstaunlich, dass der imaginäre Mobilfunkanbieter BLACKNET seine Werbefirma Himmel mit dem Auftrag betraute, ein neues Kundenbindungsinstrument zu erfinden – etwas, das es noch nirgendwo gibt.

Doch was?

Die attraktive Werbeassistentin Sissy Schönberg – allgemein SIS genannt – sitzt in ihrem Büro und hirnt. Ihr Mobile läutet pausenlos. Der Verehrer A besucht, den Verehrer B auszusteichen. Freundin X löst Freundin Y ab. SMS's kommen herein.

Da kommt SIS die rettende Idee: Gründen wir doch mit unseren alten und neuen Kunden ein *Handyorchester!*

Für die erste Probe des neugegründeten Handyorchesters müssen alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Werbeagentur Himmel herhalten. Sie werden durch einige BLACKNET-Vertreter und Neukunden der Mobilfunkfirma verstärkt.

So kommen rund dreissig Personen zusammen.

Dirigent ist Roland Schlank, der Schönling unter den telegenen Werbechefs der Firma Himmel.

Schlank improvisiert. Zuerst müssen alle ruhig sein. Dann, auf ein Zeichen von ihm, müssen alle Orchestermitglieder wie wild los telefonieren.

Dann, auf ein Zeichen seines Taktstockes, sind alle Gespräche wieder zu beenden.

Etwas Klangfarbe wird mit unterschiedlichen Klingeltönen erreicht.

Am Schluss müssen alle Orchestermitglieder intonieren:

BLACKNET FOREVER!

Anlässlich der zweiten Probe wird das Handyorchester bereits für einen BLACKNET Fernseh-Commercial eingesetzt. Der Slogan BLACKNET FOREVER wird solange eingeübt, bis er sitzt.

Anlässlich der dritten Probe bilden sich bereits Orchesterfraktionen heraus: Bässe, Tenöre, Soprane, nur Männer, nur Frauen, gemischte Gruppen.

Peter trifft in seiner Gruppe auf Liliane, die ihm auf Anhieb gefällt. Er bringt ihr Rosen in die Orchesterprobe.

Sissy Schönberg strahlt. Welch gute Idee! Das Handorchester als Partnerbörse.

Schon plant sie Peters Hochzeit mit Liliane. Das Handyorchester vor der Kirche beim Spalierstehen!

Noch kann es den Kirchenchor nicht ersetzen – doch wer weiss, was die Zukunft bringt!

Hängt der Himmel nicht voller Geigen? (bzw. neuerdings Handies?)

8 TOD AUF BESTELLUNG

Ein drittes Kurztheaterstück könnte die skurrile Idee eines sehr reichen Mannes zum Gegenstand haben, die in *Opus 20 (Mord auf dem Dorf)* bereits Erwähnung gefunden hat.

Die *Story* ist sicher nicht neu – aber dem Autor neu in den Sinn gekommen – ganz so, wie wenn sie neu wäre (und damit *ist* sie für ihn auch neu!).

Der Milliardär Thomas Heimberg empfängt in seiner Supervilla am Zürichsee die Luxusprostituierte Dolly Park (Künstlernamen).

Er ist alt. Er hat Krebs. Er muss bald sterben.

Der Milliardär verlangt von Dolly Park, dass sie ihn mit einem Dolch ermordet, er angezogen auf dem Bett liegend, sie in verführerisch schöner Aufmachung.

Er bietet Dolly für diesen Liebesdienst eine Million Schweizerfranken in bar.

Dolly bittet sich Bedenkzeit aus. Sie berät sich mit ihrer besten Freundin, die gegen den Deal mit dem Milliardär ist.

Dolly kommt wieder zum Milliardär. Sie ist nun zur Tat bereit. Der alte Mann legt sich im schönsten Anzug auf das Bett. Er übergibt Dolly den edelsteinbesetzten Dolch, den er vor Jahren in Indien gekauft hat, und der normalerweise über seinem Bett hängt.

Auch erhält Dolly ein Köfferchen mit einer Million Schweizerfranken in bar.

Dezente Musik. Die Lichter gehen aus. Das Zimmer liegt im Halbdunkel.

Dolly sticht mit dem Dolch mitten ins Herz des Milliardärs. Er röchelt. Er ist sofort tot.

Dolly betet leise für ihn.

Da – die Lichter gehen wieder an. Grelles Scheinwerferlicht erleuchtet die Szene. Eine Polizeisirene dröhnt.

Dolly wird als Mörderin verhaftet. Das Geld wird ihr sofort abgenommen.

Dolly in der Zelle. Sie will wissen, wer sie verraten hat. Ja, so traurig ist die Welt: Der Milliardär hatte den Polizeieinsatz arrangiert, bevor sie wieder zu ihm kam.

Der Polizeipräsident hält eine Pressekonferenz. Zum Glück, sagt er, hat das Gute doch noch einmal über das Böse gesiegt. Die Raffgier ist überall – nicht nur an der Börse, sondern auch bei Prostituierten. Frau Dolly Park wird ihre gerechte Strafe erhalten: Lebenslänglich!

Dollys Pflichtverteidiger ist von ihrer Unschuld überzeugt. Sie erzählt ihm im Detail, wie es zu ihrer Tat gekommen ist.

Vor dem Gericht hat Dollys Verteidiger keine Chance. Auch die Medien sind gegen die Luxusdirne.

Sie wird für schuldig gesprochen. Dolly versucht, sich in der Zelle aufzuhängen.

Zum Glück misslingt das. Ihre Begnadigung bleibt pendent.

Moral der Geschichte: Auf dieser Erde gibt es keine Gerechtigkeit.

9 FREDDY -- DER GESTEUERTE MENSCH

Ein futuristischer Ausblick ins 22. Jahrhundert

Im Jahre 2121 begab es sich, dass der Erdenbürger Nummer 0006 833 937 771 zur Welt kam. Um ihn von Nummer 0006 833 937 770 und Nummer 0006 833 937 772 zu unterscheiden, die kurz zuvor und kurz danach in der gleichen Klinik geboren wurden, gab man ihm den Übernamen Freddy, mit dem fortan gerufen wurde.

Freddy war ein gesundes, kräftiges Kind.

Freddy kommt im 22. Jahrhundert auf die Welt. Er ist nur eine Nummer – eine unter rund zehn Milliarden Erdenbürgern, die auch je eine Nummer tragen.

Die Weltregierung hat auf den 1. Januar 2100 diese Nummerierung aller Erdenbürger angeordnet. Aus der Nummernkombination kann übrigens abgelesen werden, woher der fragliche Erdenbürger kommt – aus welchem Kontinent und aus welchem Land.

Freddy geht im Alter von einem Jahr in die Vorschule. Alles wird an ihm registriert und in das ZENTRALE DATENSYSTEM (ZDS) (CENTRAL DATA BASE – CDB) eingegeben.

Ab Alter 2 hat Freddy einen eigenen Computer, den KID LAP. Eine Stunde pro Tag geht darauf, zusammen mit dem Kinderlehrer alles einzugeben, was Freddy erlebt und bewegt. Das dient der Auslese der Begabtesten für die Gesellschaft. Seine Eltern sieht Freddy selten, d.h. nur an Weekends.

Mit 5 kommt Freddy in die richtige Schule. Zuerst wird er vermessen, was nun mit ihm jedes Jahr passieren wird, bis zum Alter 30. Auch wird er Intelligenztests unterworfen. Das geschieht für Knaben und Mädchen. Alle Daten kommen in den Zentralcomputer der Weltregierung.

Mit 15 wird Freddy in die Grundprinzipien der Gesellschaft eingeweiht. Das wichtigste lautet: TOTAL CONTROL. Die Idee ist sehr einfach: IM ZDS werden alle Menschen und alle irdischen Vorgänge lückenlos erfasst. Die Realität kann also im ZDS umfassend abgebildet werden. Das ermöglicht auch eine totale Steuerung aller Menschen und Vorgänge. Das Problem besteht nur darin, ein Steuerungsprogramm zu entwerfen und ständig aufzudatieren, das die gesamte Menschheit zufrieden stellt. Pannen sind im ZDS nicht auszuschliessen.

Mit 16 erhält Freddy den Führerschein. Er darf ein Auto fahren mit Wasserstoffantrieb. Alle Strassen dieser Welt sind im ZDS registriert. Alle Geschwindigkeiten – für jedwelche Strassen – sind beim ZDF eingegeben. Autobahnen sind voll automatisiert. Staus sind verboten. Freddy hat beim Autofahren kaum Autonomie.

Freddy möchte eine Freundin kennen lernen. Er sucht sie über das Laptop. Freddy bekommt von allen „eligiblen“ Mädchen seiner Gegend alle Details. Die Mädchen können auch alle Details von ihm abrufen. Das ZDS führt Freddy mit seiner neuen

Freundin zusammen (*Matchmaking*). Er trifft sie in speziellem Lokal, wo sich ausschliesslich neue Bekannte treffen. Beide – er und seine neue Freundin Betty – müssen alle Eindrücke und Erfahrungen fortwährend in den Computer eingeben. Die Intimität ist gläsern. Der Computer erfährt alles, weiss alles. Das Ziel ist auch hier die Optimierung der Partnerschaft bzw. Erbmasse künftiger Kinder. Ist die Beziehung nicht gut, wird sie vom Computer sofort abgebrochen. Freddy muss neu auf die Suche gehen – Betty auch. Ihre Computer löschen ab = Ende der Beziehung.

Mit 18 ist Freddy erwachsen. Seine Berufskarriere wird vom Computer vorgegeben und optimiert. Mit 21 kann er heiraten. Drei Kinder sind erlaubt, ist die Verbindung mit der Partnerin top. Auch die Ferien sind vorprogrammiert.

Freddy studiert an der Weltuniversität Wirtschaft und Politik. Staunend erfährt er, wie die Weltwirtschaft gesteuert wird. Es gibt nur noch eine Weltwährung. Die World Economic Council überwacht das Gesamtsystem. Ungleichgewichte müssen regional ausgebügelt werden. Die Weltsteuer dient der Entwicklung der ärmeren Länder. Gerade jetzt ist die Bewässerung der Sahara auf der Tagesordnung. Mit 20 wird Freddy in diesem Projekt ein Jahr Einsatz leisten dürfen. Da es keine Armeen mehr gibt – nur eine mobile Weltpolizei – sind ungeheure Mittel für Entwicklungsprojekte frei geworden.

Besondere Faszination übt auf Freddy die Zusammensetzung der Weltregierung aus. Diese wird gebildet von weisen Männern über 80. Sie tagen nur ein Mal im Jahr. Während der übrigen Zeit verkehren sie ausschliesslich per Mail. Sie fassen auch alle Beschlüsse auf diese Weise. Die Normsetzung erfolgt über die Gestaltung der Computerprogramme, welche das tägliche Leben der Menschen auf diesem Planeten regeln. Urvater dieser neuen Welt ist Bill Gates, der auf Statuen in allen grösseren Orten verehrt wird. Die Parlamentsgebäude sind überall zu Jugendtreffs umfunktioniert worden. Man braucht sie schlicht nicht mehr. Der Politische Weltrat trifft sich jeweils in einem attraktiven Ort zu seiner Jahrestagung.

Steuern werden automatisch erhoben. Es gibt zwei Steuern: Die Mehrwertsteuer auf Gütern und Dienstleistungen, die verkauft werden. Sie beträgt 10 Prozent – weltweit. Die Lohnsteuer beträgt auch 10 Prozent. Sie wird von jedem Arbeitsentgelt automatisch abgezogen und an das Weltsteueramt übermittelt. Dazu kommt noch ein Zuschlag von 1 Prozent, bei der MWST und der Lohnsteuer, für die Weltentwicklung.

Produkte können nur auf den Markt kommen, wenn sie den Strichcode der World Association of Manufactures (WAM) aufweisen. Die Produktion und Verteilung aller Güter wird durch den WAM gesteuert. Wer dort nicht Mitglied ist, hat keine Chance im Markt. Es kann ja nur bargeldlos eingekauft werden. Das erleichtert die Marktkontrolle. Neue Anbieter haben es schwer, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Das Kartell der bestehenden Produzenten ist übermächtig.

Auch die Kultur wird gesteuert. Es sind nur Bücher erlaubt, welche das Gütesiegel der World Educational and Cultural Board (WECB) tragen. Kulturelle und sportliche Veranstaltungen werden ausschliesslich über den Computer gebucht. Ein Quotensystem stellt sicher, dass alle Bevölkerungsteile in den Genuss der Billette kommen.

Es gibt eine Protestbewegung gegen die neue Welt. Sie heisst The World Society of

Retros (WSR). Sie ist verboten, ist aber im Untergrund aktiv. Sie träumt von einer Welt wie früher ohne Computer und allumfassende Steuerung durch sie.

Als Freddy seine Rosalie, die er per Computer gefunden hat, mit 21 heiratet, gehen sie nach Europa in ein Alpenreservat auf Hochzeitsreise. Dieses Reservat früherer Lebensweisen heisst Schweiz. Es gibt dort noch Noten und Bargeld und eine exotische Währung. Man kann auch noch alterwürdige Hotels finden, Kühe und Bergen. Die Einheimischen regieren sich selbst. Sie haben sich der Weltregierung noch nicht angeschlossen. Sie sind nur assoziiert.

Mit 60 geht Freddy in den Ruhestand.

Ein interessantes Detail: Mit 70 hat Freddy mit seinem Gewicht zu kämpfen, das er jeden Morgen zu messen hat, und das von der Waage automatisch über eine Datenleitung in das ZDS eingeht. Die Toleranzgrenze von 71 Kilos ist von ihm überschritten worden! Das bedeutet, dass sein persönlicher Computer, mit seiner Personalnummer registriert, ein Fitnessprogramm für ihn ausspuckt, das verbindlich ist.

Ferner ist seine Zahlkarte (Bargeld war vor Jahrzehnten schon abgeschafft worden!) nun so umprogrammiert worden, dass er weder Schokolade noch Süßwaren in Bäckereien und Supermärkten kaufen kann. Das ist sein Pech! Würde er wieder unter 70 Kilos wiegen, würde auch seine Zahlkarte für Shops mit Süßwaren und für Desserts in Restaurant reaktiviert werden.

So streng sind nun die Sitten! Individuelle Abweichungen von der *Norm der Gesellschaft* gehören der Vergangenheit an.

Versuchte ein Erdenbürger, den allgemein geltenden Normen nicht Genüge zu tun, würde er mit Verbannung ins Weltall bestraft. Man schickt ihn auf Strafkolonien auf dem Mars, wo er nach kurzer Zeit sterben müsste.

Freddy nimmt sich von jung an vor, immer ein perfekt *gesteuerter Mensch* zu sein. Er will doch nicht im Weltall enden, sondern hier auf Erden ein langes, glückliches Leben haben ohne jede Abweichungen und Überraschungen.

Ein Restrisiko bleibt: Der Erhalt der guten Gesundheit. Doch da hat selbst die sehr weit fortgeschrittene Medizin noch kein Patentrezept gegen das Altern gefunden. Nach 120 ist für die Meisten nach wie vor Schluss.

Freddy freut sich jedenfalls, dass ihm das ZDS beim jährlichen Print-out aller seiner Daten -- bei fortgesetzt guter Führung und annähernd hundertprozentiger Normenkongruenz (TNK) (individuelles Verhalten immer in Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Norm) -- ein Alter von 110 in Aussicht stellt.

Das sind gute Aussichten – besser als die der Bürger in anderen Kontinenten, die immer noch – auch im 22. Jahrhundert -- auf der Aufholjagd sind.

10 IUS PRIMAE NOCTIS

Auer sass wieder einmal in seinem italienischen Lieblingsrestaurant und liess sich von den Kellnern verwöhnen. Auch an diesem Abend ass er sein bevorzugtes Gericht. Dazu trank er einen ausgezeichneten Roten.

Am Nebentisch hatte ein Herr Platz genommen, der sich mit seiner Partnerin aufs Beste unterhielt. Auer hörte bei der Konversation mit, ohne es eigentlich zu wollen. Er wollte ja an diesem Nachtessen gar nichts tun, weder lesen, noch arbeiten, noch sprechen. Einfach Nichtstun. Einfach Sein.

Eine Frage des Herrn, auf welche die Dame keine Antwort hatte, brachte Auer auf den Plan. Er wusste die Antwort. Das hatte zur Folge, dass er mit dem Paar bald in eine lebhaftere Diskussion vertieft war, ohne diese eigentlich gesucht zu haben.

Das Thema war das Mittelalter. Eigentlich ein barbarischer Rückfall der Menschheit, meinte Auer, nachdem die Griechen und Römer in Europa schon eine kultivierte, hochentwickelte Kultur aufgebaut hatten. Die Ritter froren vor den Holzfeuern in ihren Burgen, nicht wissend, dass sich in der gleichen Gegend die Überreste von römischen Villenanlagen befanden, in denen es bereits Bäder und Zentralheizung gegeben hatte! Das nur als ein kleines Beispiel, welcher Rückschritt das Mittelalter im Vergleich zur Antike gewesen war.

Der Herr widersprach Auer. „Natürlich haben Sie recht, dass das Mittelalter keinen Komfort aufwies und in vielen Bereichen mit dem Wissensstand der Antike nicht im entferntesten mithalten konnte. Doch vergessen Sie nicht: In der Zwischenzeit war die Völkerwanderung über Europa dahingefegt. Und vergessen Sie nicht: Das Mittelalter hatte auch seine Qualitäten: Ritterspiele, Minnesang und Ius primae noctis. Ich wäre ja in jener Zeit gerne ein Graf gewesen, dem alle Jungfrauen in meinem Reich zu Diensten hätten sein müssen, bevor sie heirateten. Das wäre doch wunderbar gewesen für mich!“

Er schenkte seiner Begleiterin ein bezauberndes Lächeln, das auch eine Gute Portion Herausforderung enthielt. Vielleicht waren die Vorfahren dieses Herrn wirklich Grafen und Ritter mit solchen Privilegien gewesen, wer weiss.

„Nun habe ich doch noch eine Frage, mein Herr“ meinte Auer. „Wie war das dann, wenn der Ritter oder Graf, der das Recht auf die erste Nacht mit der jung verheirateten Frau eines seiner Untertanen hatte, überhaupt keine Lust hatte, sich mit dieser jungen Frau zu verlustieren?“

„Das ist ganz einfach, mein Herr“, antwortete mein Tischnachbar mit einem breiten Grinsen. „Dann machte der Graf oder Ritter den sogenannten Bettsprung. Er sprang also über das leere Hochzeitsbett der Jungverheirateten, und hatte so seine Pflicht auch getan.“

„Wie ausgezeichnet!“ entfuhr es Auer. „Dann hatte also das Mittelalter einen verblüffend einfachen Ausweg bereit, um den guten Schein zu wahren.“

„So ist es“ bestätigte ihm der Nachbar. „Es gibt für jedes Problem eine Lösung.“

11 DIE BESONDERE BEZIEHUNG

Roland Auermatt befand sich seit Jahren in der unglücklichen Situation, allein zu sein. Seine Scheidung lag schon Jahre zurück. Freundinnen kamen und gingen. Eine richtige neue Beziehung wollte sich nicht einstellen.

Eines Tages lernte er Roberta Hutter kennen. Die Frau, von Beruf Lehrerin, zog allein eine Tochter auf, die bereits sechzehn Jahre alt war. Sie lebte, getrennt von ihrem Ehemann, in einem kleinen Häuschen am Waldrand, etwas vom Dorfkern von Matten entfernt, einem kleinen Weiler im flachen Teil des Bärenlandes.

Mit Roberta stellte sich sofort ein guter Kontakt ein. Die hübsche Frau mit den dunkelbraunen Augen gefiel Auermatt auf Anhieb.

Roberta lud Auermatt zum Nachtessen in ihr Knusperhäuschen ein. Das Essen – mundete ihm ausgezeichnet. Den Grand Cru, einen hervorragenden Bordeaux, hatte Auermatt selbst mitgebracht.

Zum Nachtschisch gab es Eis. Dann durfte Auermatt eine gute Zigarre rauchen, die er auch bei sich hatte. Roberta servierte den Kaffee und den Cognac.

Behaglich am Cheminée sitzend, war Auermatt wunschlos glücklich, wie schon lange nicht mehr.

„Wir könnten doch ein Paar werden, meinst Du nicht, Roberta?“

„Nein. Das ist nicht möglich. Das würde erstens mein getrennter Mann nicht zulassen. Er möchte mich ja zurückhaben, um jeden Preis. Auch wenn er jetzt eine Andere hat. Zweitens bist zu mir zu alt. Du bist ja ganze zehn Jahre älter als ich. Vergiss es – aus uns zwei kann kein Paar werden!“

„Das ist aber schade“ antwortete Roland. „Du wärest genau die Frau, die brauche: Hübsch, lebenserfahren, tüchtig und häuslich. Betty Bossi im Quadrat.“

„Ich werde nie Deine Betty Bossi im Quadrat sein! Schlag Dir das aus dem Kopf! Ich genieße nun meine Freiheit und will für immer allein sein. Kein Mann schreibt mir etwas vor. Ich kann machen, was ich immer will – jederzeit. Kann ich es da noch schöner haben?“

„Aber doch! Mit mir zusammen wärest Du auch nicht mehr allein. Ich würde Deine Freiheit respektieren. Ich würde Dich nur sehen, wenn Du willst. Ich habe ja auch meine eigene Wohnung, wie Du weißt. Die würde ich behalten. Wo ist also das Problem?“

Roberta antwortete. „Ich finde Dich sympathisch. Ich bin aber nicht in Dich verliebt. Von Liebe schon gar nicht zu sprechen. Ich möchte nun einen jüngeren Partner, mit dem ich Dinge erleben kann, von denen ich nur träumen kann. Mit 45 habe das Recht, nochmals richtig zu leben!“

„Das verstehe ich alles“ meinte Auermatt. „Nur eben, die Jahre vergehen auch für Dich. Ich wäre ein solider Partner für Dich. Ist das nicht auch etwas wert?“

„Ja sicher. Doch das genügt nicht. Vor allem aber will ich keine Beziehung eingehen, welche meine Autonomie, meine Freiheit und Unabhängigkeit im geringsten einengt. Kapiertst Du das endlich? Ich will keinen Mann, der jeden Tag um mich herum ist, für den ich kochen muss und der jede Nacht von mir im Bett etwas haben will. Diese Zeiten sind, wo ich ein liebes, folgsames Hauskätzchen war. Ich verwöhnte meinen getrennten Mann während Jahren, mit allem, was zu einer guten Ehe gehört, ich war ihm treu, und was ist nun das Resultat: Er ist ausgezogen und seit drei Jahren hat er eine Andere, eine Jüngere. Das ist der Lohn dafür, eine liebe Frau zu sein!“

„Ich gebe Dir völlig recht. Dein Ex war ein Schürzenjäger, und ist es heute noch. Gut, dass Du ihm vor drei Jahren die Türe gewiesen hast – endlich, nach langen Jahren der Agonie Eurer Ehe. Das Leben geht aber weiter. Suche Dir einen neuen, guten und verlässlichen Partner – wie mich!“

„Lass mich in Ruhe, bitte! Ich sage Dir nochmals: Ich will meine Ruhe. Ich will meine Freiheit! Ein neuer Mann in meinem Hause stellt für mich eine Belastung dar, dich nicht mehr will. Ich hatte ja 20 Jahre lang einen Mann – das genügt mir. Vielleicht sollte ich mir eine Frau zur Partnerin nehmen.“

„Mach, was Du willst. Du weißt immerhin, dass ich Dich gerne habe und jederzeit bereit bin, mit Dir eine intensivere Beziehung einzugehen.“

„Ja, das weiss ich. Doch, das nützt Dir nichts: Ich will trotzdem nicht. Nicht einmal auf Distanz.“

„Du bist wirklich grausam“, seufzte Auermatt. „Ich beisse bei Dir auf Granit. Dabei würde doch alles so gut passen – Du und ich, wir wären ein schönes Paar.“

„Im Moment noch. Was aber, wenn Du älter wirst? Ich will Dich nicht Rollstuhl herumschieben müssen!“

„Das hoffe ich auch nicht. Niemand weiss, was die Zukunft bringt – weder Du noch ich. Bin ich dann wirklich zu alt für Dich, kannst Du ja wieder einen neuen Freund nehmen.“

„Aber ich möchte jetzt schon mit jedem Mann ausgehen können, der mir gefällt. Diese vollkommene Freiheit habe ich ja heute. Hätte ich wieder einen Mann, wäre er eine Belastung. Er würde mich in meiner Freiheit einengen! Das will ich einfach nicht. Ich will auch nicht mit ihm schlafen müssen. Mein Schlafzimmer gehört mir allein und ist allein mein Reich.“

„Nun gut. Ich schlage Dir einen Kompromiss vor: Wir schliessen einen Vertrag ab, in dem Deine Rechte und meine Pflichten klar geregelt sind. Dann hast Du gar kein Problem mehr mit mir. Ich werde immer tun, was *Du* willst. Deine Freiheit bleibt Dir voll erhalten. Ist das OK?“

„Ich weiss nicht. Vielleicht. Ich will jedenfalls einen solchen Vertrag genau prüfen, bevor zu etwas Hand biete. Vielleicht hat es darin einen „versteckten Hund“. Ich möchte nicht hereingefallen! Da bin ich bei meinem Ex schon genug hereingefallen, indem er mich brandschwarz angelogen hat und doch immer machte, was er wollte, mit seinen unendlichen Weibergeschichten.“

“Du weißt, ich habe einen anderen Charakter als Dein Ex. Ich bin einer Frau gerne treu. Also, ich werde einen solchen Vertrag aufsetzen und Dir vorlegen. Du kannst dann entscheiden, ob Du ihn mit mir zusammen unterschreiben willst. Geht das so in Ordnung?“

“Ja. Aber im Grunde genommen will ich ja keinen Vertrag und eigentlich gar nichts Verbindliches zwischen uns. Wir haben doch keine Beziehung!“

„Nun gut. Schau Dir meinen Vertragsentwurf zuerst an – dann urteile!“

„Das widerstrebt mir immer noch. Aber ich bin bereit, Deinen Entwurf wenigstens anzusehen.“

Der angenehme Abend nahm seinen Fortgang. Um 11 Uhr verabschiedete sich Auermatt von der Hausherrin aufs Freundlichste. Er versprach ihr, nächstes Mal mit dem Vertragsentwurf zu kommen.

Als Auermatt das nächste Mal zu Roberta kam, brachte er diesen mit.

Erst nach einigem Drängen seitens der Hausherrin war er bereit, mit diesem gewichtigen Dokument herauszurücken.

Es besagte, dass sich Auermatt in Robertas Haus immer ihrem Willen unterziehen würde.

Roberta lehnte es ab, ein solches Dokument zu unterzeichnen. Sie meinte: „Was zählt, ist die Praxis, nicht die Theorie oder ein Wisch Papier. Hier in meinem Haus befehle sowieso nur ich. Ist das klar?“

“Ja, das ist klar“ antwortete Auermatt.

Damit hatte es sich. In ihrem Haus war und blieb Roberta die alleinige Meisterin.

Auermatt und Roberta hielten ihre Freundschaft auf Distanz aufrecht. Sie sahen sich von Zeit zu Zeit wieder, ohne dass es zu einer engeren Verbindung kam.

12 HENRI KEHRT ZURÜCK

Angelika fieberte Henris Heimkehr aus Rio entgegen. Ihre Gäste Christina und Peter hatte sie gebeten, vorzeitig in die Schweiz zurückzukehren. Da die beiden Anzeichen akuter Verliebtheit ineinander zeigten, kümmerte sich Angelika wenig um den temporären psychologischen Schaden, den ihre brüske Aufforderung zur Abreise bei ihren Freunden auslöste. Sie würden sich zu zweit schon amüsieren können!

Auch enthielt sich Angelika jeder Unterrichtung ihrer Schweizer Freunde über das in Rio Vorgefallene, das Henri in akute Lebensgefahr gebracht hatte –wohlverstanden selbstverschuldet.

Der grosse Tag kam von Henris Ankunft. Angelika fuhr mit dem Bentley eigenhändig nach Roissy. Sie hatte Mühe, das grosse Gefährt in der Tiefgarage zu parkieren.

Angelika postierte sich beim Tor, das mit *Arrivée* überschrieben war. Sie war nicht die einzige auf einen Ankömmling wartende Person. Hunderte von Leuten hingen wie Trauben am Ankunftstor.

Da! Endlich – Henri schritt zusammen mit vielen anderen müden, übernachteten Passagieren des Air France- Fluges Rio-Paris aus dem Innern des Flughafens hinaus in die öffentliche Zone. Als er Angelika in der Menge erkannte, begann er heftig zu winken. Er schritt entschlossen auf sie zu.

Dann war es soweit. Sie lagen sich in den Armen. Angelika konnte sich nicht mehr halten. Sie schluchzte, Henri wie eine Ertrinkende umklammernd.

Noch nie war ihr wie gerade in diesem Augenblick bewusst geworden, wie sehr sie Henri liebte. Aller Firnis sozialer Konvention und Gleichgültigkeit war auf ein Mal weg.

Henri ging es ähnlich.

Ihre Umarmung nahm kein Ende.

Schliesslich riss sich Angelika von Henri los. „Liebling! Ich bin mit dem Bentley da. Ich führe Dich nach Hause.“

In der schönen Villa der Familie Delamain stand ein ganzes Empfangskomitee bereit. Der verlorene Sohn aus Südamerika wurde von seinen Eltern, den Bediensteten und einigen engsten persönlichen Freunden von ihm willkommen geheissen. Henri verschlug es aus Rührung die Sprache. „Ich bin so glücklich“ stammelte er in einem fort.

Draussen, vor dem Tor der Villa, stand ein fremdländischer Mann, welcher den herzlichen Empfang Henris aus Distanz verfolgte. Er hatte ja eine Übereinkunft mit Madame Delamain. Angélique war ihm etwas schuldig. Er wartete darauf, seinen Lohn einzuziehen zu dürfen. Ein Flirt mit ihr würde dabei inbegriffen sein, nahm er sich vor. So leicht würde er es ihr nicht machen.

13 DIE SCHLAFLITERATUR

Es ist eine bekannte Tatsache, dass unsere Gesellschaft immer älter wird. Bald werden ein Drittel und mehr Einwohner unseres Landes über Sechzig sein, Tendenz steigend.

Das ist eine Chance für neue Güter und Dienstleistungen. Es wird mehr und mehr Altersheime und Seniorensiedlungen geben. Diese Institutionen werden besonders ausgebildetes Pflegepersonal brauchen.

Die gesundheitsbewusste Ernährung wird ihren Siegeszug fortsetzen. Auf noch mehr Produkten als heute wird der Label BIO figurieren. Wellnesshotel werden auch weiter im Aufwind sein. Ältere Menschen von heute treiben viel Sport. Sie sind körperlich fitter als ihre Grosseltern. Bald wird es spezielle Klubs für Hundert- und mehr-Jährige geben. An der Eintrittstür wird stehen: *Kein Zutritt für Unterhundertjährige*. Drinnen wird abwechselnd Walzer- und Jazzmusik zu hören zu sein.

Nun habe ich für die alten Menschen in unserer Gesellschaft eine Marktlücke entdeckt, die vor mir noch *niemand* entdeckt hat. Ich bin entsprechend stolz auf meine neue Erfindung, die ich am Liebsten patentieren möchte.

Der Ausgangspunkt meiner schöpferischen Fantasie ist die Tatsache, dass ältere Menschen öfters an Schlaflosigkeit (Insomnia) leiden. Um diesem Problem Herr zu werden, gibt es vielerlei Schlafmittel, Tabletten aller Art, längliche, runde, viereckige usf.

Ich habe eben gerade ein neues Schlafmittel gefunden, das unschlagbar sicher wirkt, keine Nebenwirkungen hat und ohne Bedenken während Jahren genommen werden kann. Es handelt sich um ein rechteckiges Präparat, das unter der Güterklasse *Buch* gehandelt wird.

Es sind meine eigenen Werke, die ich liebend gerne als *Schlafliteratur* anpreisen möchte. Meine besten Verkaufsmanager bzw. Ärztevertreter sind die Literaturkritiker, die über meine Bücher Packungsbeilage der folgenden Art verbreitet haben, von denen ich Ihnen hier ein Muster nicht vorenthalten möchte:

“Selten habe ich ein Buch zur Rezension erhalten, das langweiliger war. Diese Fülle von nichtssagenden, beliebigen Kurzgeschichten regt zum Gähnen, ja zum Schlafen an. Lesen Sie diese Ergüsse eines notorischen Langweilers nur, wenn Sie an akutem Schlafmangel leiden“

Was müssen wir von dieser Kritik halten? Sie ist nichts anderes als eine perfekte Werbung für meine Bücher, die bald in den Apotheken und Drogerien erhältlich sein wird, fein säuberlich aufgereiht neben anderen rezeptfreien Präparaten im Rayon *Schlafhilfen*.

Ich warte nun auf die erste Bestellung meiner Bücher durch einen Apotheker oder Drogisten. Die ersten paar Mutigen erhalten einen grossen Rabatt!

14 DIE ZWEI LIEBENDEN

Soeben haben wir am 14. Februar den Valentinstag gefeiert. Sie wissen alle, was das ist: Ein Tag, an dem sich Liebende Rosen, Schokolade in Herzform oder ganz einfach ihr Herz schenken. Der Valentinstag ist eine wunderbare Einrichtung. Gibt es einen besseren Tag, um der Geliebten oder dem Geliebten eine grosse Liebeserklärung zu machen?

Ich liebe Dich. Drei einfache, magische Wörter.

Ich erinnere mich an die Primarschule. Wir waren 56 Kinder in einer Klasse. Es hatte ein kleines Mädchen, das ich als junger Knabe gut mochte. Im Park erklärte ich ihr mit neun Jahren meine Liebe. Ich weiss noch, wie wir den „L“ in der Schule schrieben. Der Buchstabe hatte eine Ähnlichkeit mit einer Pflanze, ja einer Tulpe.

In der Zwischenzeit ist auch in meinem Leben viel passiert. Die echte Liebe hatte darin einen schweren Stand. Beim Älterwerden kann sie aber eine neue Chance zur Blüte erhalten. Ganz einfach, weil andere Prioritäten und Ablenkungen in den Hintergrund treten und wieder mehr Zeit bleibt für das Wesentliche im Leben.

Vor acht Tagen war ich im Zug nach Curia. In der zweiten Klasse hatte es ein junges Paar, das ininigem Abstand von mir Platz genommen hatte. Der junge Mann und die junge Frau umarmten und küssten einander zärtlich – während der Länge einer Zugfahrt von etwas über einer halben Stunde. Ich glaube, sie befanden sich im Paradies. Alles um sie war verschwunden – die hölzernen Bänke, das Rattern des Zuges, der Kondukteur, der ein Billet sehen wollte, die anderen Fahrgäste.

Die beiden jungen Liebenden waren allein auf einer Wolke des Glücks. Das eine Mal umarmte der junge Mann mit den schwarz ondulierten Haaren das Mädchen mit den langen rotblonden Haaren, das ein Gesicht hatte wie eine Madonna. Dann folgte ein nicht endenwollender Kuss. Daraufhin war es das Mädchen, das ihre langen Arme im schwarzen Pullover wild um ihren Freund schlang und ihn mit geschlossenen Augen hingebungsvoll abküsste.

Herrlich! Dachte ich bei mir. Was immer man über die Jugend sagt: Es gibt auch heute noch die romantische Liebe. Da die Zeiten hart sind, blüht vielleicht diese Liebe wieder mehr als in Zeiten grössten materiellen Überflusses.

In Curia angekommen, verwandelte sich das Paradiespaar in zwei junge Leute in Jeans und Jacke, die Hand und Hand der Stadt zustrebten. Wenig unterschied sie von anderen jungen Leuten, die nicht gerade auf einer Wolke des Glücks und der Liebe gethront hatten.

Im Klub, in dem ich eine Woche später gerade vor dem Valentinstag gewesen war, erhielt eine junge, dunkelhaarige Dame mit hinreissendem Lachen ein kleines Schächtelchen, auf dem ein Rosaherz gemalt war. Sie entnahm ihm zwei entzückende Höschen, ein rotes und ein schwarzes. Wer sagt da noch, die Liebe blühe heute nicht mehr wie einst? Sie wird nicht untergehen und sie kann das einfachste Leben immer noch ins Paradies oder in die Hölle verwandeln.

15 DER FAMILIENFONDS

In der langen Reihe von Ideen, die ich geboren habe, sticht eine hervor, die ich der Menschheit bisher noch nicht mitgeteilt habe: Die Gründung eines Familienfonds.

Nicht, dass es solche Fonds nicht schon geben würde. Ich habe Kenntnis von sehr vornehmen Familien, welche derartige Einrichtungen kennen. Fällt eines der Familienmitglieder in Not, kommen die anderen Mitglieder des gleichen Stamms für die Aufwendungen auf, die getätigt werden müssen.

Im Normalfall sind ja alle Mitglieder nobler Familien sehr strebsam und erfolgreich. Nehmen wir als Beispiel die Familie *Von Thaler*, von der ich gerade keine Kenntnis habe, ob es sie wirklich gibt. Egal! Ist „man“ Mitglied der Familie *Von Thaler*, wird „man“ Arzt, Pfarrer, Lehrer, Jurist oder Diplomat. Doch es gibt auch in den besten Familien von Zeit zu Zeit schwarze Schafe. In der Familie *Von Thaler* war es ein Junger, der Schauspieler werden wollte. Dafür ging er auf die besten Akademien in Deutschland und Österreich. Schliesslich strandete er mittellos in London.

Als die Familie von diesem schrecklichen Ärgernis Kenntnis bekam, reiste ein reputiertes Familienmitglied nach der britischen Metropole. In einem schäbigen Hotel, in dem sich die Gäste in die Kravatte schnäuzten (!) und mit Schuhen mit Löchern herumliefen, wurde der heruntergekommene Spross der Familie *Von Thaler* entdeckt. Es setzte fast eine Verhaftung ab. Um die Geschichte kurz zu machen: Der Familienobmann verfrachtete *Egon von Thaler* in ein gutes Hotel, gab ihm reichlich Geld und erreichte sogar noch, dass der Schauspieler in einem neuen Film über einen britischen Gentleman auf Schweizer Alpenpfaden einen Einheimischen spielen konnte, bevor der englische Gast und seine Lady für alle Zeiten in einer Gletscherspalte verschwanden.

So half die Familie *Von Thaler* Familienangehörigen in Not. Einfach, direkt, unbürokratisch, effizient.

Nun meine Idee: Solche Familienfonds sollten in Zeiten grosser Defizite der Sozialwerke zur Regel werden. Man stelle ich vor: Es gibt einen Familienfonds der *Allemann, Allmen,Maier, Mayer, Meier, Meyer, Berger, Brunner,..... Müller,,Schneider,,, Zwygart.*

Jede Grossfamilie mit dem gleichen Familiennamen schafft für sich einen Fonds, der bedürftigen Namensvettern zugute kommt. Jeder *Müller* wäre also automatisch Mitglied des *Müller*- Familienfonds und müsste jedes Jahr ein Zehntausendstel seiner Einkünfte in den Fonds einzahlen.

Hat dieser *Müller* dann Probleme finanzieller Art, kann er ein Gesuch an das Sekretariat des Familienfonds richten (in dem nur *Müller* arbeiten können). Er wird darauf hoffen können, dass sein Gesuch auf eine freundliche Aufnahme stösst.

Wer macht den Anfang und gründet einen neuen Familienfonds? Die *Meier* und *Müller* könnten doch den Anfang machen! Da käme rasch ein grosses Kapital zusammen zum Wohle der ganzen Familie und der Menschheit.

16 COMPUTERSPRACHE IM ALLTAG

Heute abend war ich bei einer lebhaften ältern Dame auf Besuch, die mir von ihren Kindern erzählt hat. "Die verrückteste Geschichte ist die meiner einzigen Tochter. Sie hatte während sieben Jahren einen Freund. Dann, auf ein Mal, hat sie einen anderen jungen Mann getroffen. Sie verliess den ersten Freund auf Knall und Fall. Ich verstand als Mutter die Welt nicht mehr.

Und wissen Sie, was sie mir zu diesem Fall sagte? Der bisherige Freund langweilt mich. Der muss weg. Den muss ich aus meinem Leben *deleten*. Sie können sich vorstellen, wie der junge Mann litt, der ohne jede Vorwarnung entlassen worden war!"

Da haben wir es: Die junge Frau, die als Sekretärin arbeitete, hat bei ihrem bisherigen Freund ganz einfach auf die *Delete/Lösch*-Taste gedrückt, oder dann noch auf den zweiten Befehl an den ihren Computer: *Papierkorb leeren*.

Der häufige Gebrauch des Computers und der gängigen Betriebssysteme und ihrer Eingabebefehle haben also eine Wirkung auf unser Gehirn. Wir beginnen, in der Logik des Computers, eines Rechners, zu denken.

Gefällt der jungen Dame der Freund nicht mehr, muss er *Gelöscht* bzw. *Delete(d)* werden. Die ganze Grausamkeit des seelenlosen, mechanisch denken und programmierten Computers und seines beschränkten, immer gleichen Sprachschatzes greift auf unser ganzes Leben über.

Beklagt sich der in unserem Fall *gelöschte* Freund über die Gefühllosigkeit seiner bisherigen Freundin, wird sie ihm antworten: „Ich halte es mit meinem Computer. Er kennt nur die Befehle *Delete (Löschen)* und *Add (Hinzufügen)*. Grössere Subtilitäten, Zwischentöne und weitere Nuancierungen sind ihm – meinem Computer – und mir fremd.“

Der intensive Gebrauch des Computers und seines limitierten Befehlsschatzes hat also nach und nach einen bestimmenden Einfluss auf das zwischenmenschliche Verhalten. Anders ausgedrückt: Was der Computer in seinem beschränkten Wortschatz nicht kennt, gibt es gar nicht.

Das Gehirn der Sekretärin, die tagein, tagaus, acht Stunden am Computer verbringt, ist im Verlaufe der Zeit gleich programmiert bzw. geschaltet wie ihr Computer. Das ist nicht weiter schlimm, sollte der Computer einen Befehls- und Sprachschatz aufweisen, der die Funktionsweise des Gehirns und wesentliche Elemente unserer Kultur bzw. Zivilisation nachbildet.

Doch gerade dort hapert es. Der Computer kennt weder *Liebe* noch *Treue*. Er ist eben nur ein beschränkter Rechner, der Addieren (*Add*) und Subtrahieren (*Delete*) kann, mehr nicht. Schade – unsere zwischenmenschliche Kultur verarmt, im Einklang mit der vorgegebenen Beschränktheit des seelenlosen Computers.

Wird mich mein Chef im Büro auch bald *deleten*, da ich zu alt für ihn bin? Dann hat ein junger Mitarbeiter die Chance auf *add*. Immerhin!

17 DIE GESCHWINDIGKEITSTÄUSCHUNG

Vor einigen Wochen musste ich mein Auto zur technischen Kontrolle bringen. Da der Prüfungstermin kurz nach sieben Uhr morgens war, schlief ich noch halb, als ich meinen Personenwagen auf das weitläufige Gelände des Strassenverkehrsamtes steuerte.

“Sie haben ein schönes Auto“, sagte der Inspektor zur Begrüssung. Das wirkte beruhigend auf mich.

In der Tat hatte er an meinem Auto überhaupt nichts auszusetzen. Ich war erleichtert.

Zum Schluss machte der Inspekteur mit meinem Auto eine richtige Probefahrt. Er beschleunigte heftig. Dann bremste er ebenso heftig. Vor der Ausfahrt kam er noch zu einer Leuchtanzeige, die erlaubte festzustellen, welches der Unterschied zwischen der effektiven und der im Auto angezeigten Geschwindigkeit war.

“Fünf Stundenkilometer“ brummte der Inspekteur.

“Was meinen Sie mit fünf Stundenkilometern?“ fragte ich schüchtern.

“Das ist ganz einfach“, beschied mir der Beamte. „Ihr Auto zeigt 60 Stundenkilometer an. Sie fahren aber effektiv nur 55 Stundenkilometer.“

“Warum ist das so?“ fragte ich nochmals.

“Zu Ihrer Sicherheit! Damit Sie nicht ständig zu schnell herumfahren!“

„Ist das bei allen Autos so?“

“Bei allen! Der Unterschied ist 4, 5 oder 6 Stundenkilometer. Das ist so amtlich verordnet. Alle Hersteller machen das.“

“Das wusste ich aber nicht!“

„Nun aber wissen Sie es! Man muss ja nicht alles an die grosse Glocke hängen!“

Ich bedankte mich beim Inspekteur artig für seine Aufklärung. Nachdem ich den Stempel für die erfolgreich bestandene Prüfung erhalten hatte, fuhr ich mit einem seltsamen Gefühl vom Strassenverkehrsamt weg.

Ich hatte also in all den vielen Jahren, in denen ich schon Auto fuhr, mit der Illusion gelebt, schneller zu fahren, als ich es in Tat und Wahrheit tat. Der Unterschied hatte immer ca. fünf Stundenkilometer betragen.

In der gleichen Illusion war nicht nur ich, sondern Tausende, Hunderttausende von Automobilisten zu jeder Zeit befangen gewesen. Also eine echte kollektive Sinnes-täuschung, vom Staat zu unserem Schutze verordnet. Wie schön, dass es nicht nur individuelle – wie die Verliebtheit -- sondern gar auch kollektive Illusionen gibt!

18 DIE FREIHEIT DES DICHTERS oder die Macht der Gesellschaft

Dichter leben in der Illusion schöpferischer Freiheit.

Diese Freiheit gibt es in der Tat, solange ihr Manuskript den eigenen Schreibtisch nicht verlassen hat.

Da kann der Schriftsteller schreiben, was immer er nur will.

Wünscht er jedoch, gedruckt und verbreitet zu werden, spürt er sofort die Macht der Gesellschaft bzw. der Konvention.

Es gibt in jeder Gesellschaft Dinge, die man schreiben und sagen kann. Es gibt aber auch Dinge, die der Schriftsteller besser nicht sagen und schon gar nicht schreiben sollte.

Es bleibt ihm unbenommen, die gleichen Dinge weiterhin zu denken.

Aber zu schreiben?

Nein. Das verbietet die Gesellschaft bzw. deren Konvention.

Nun bitte keine Missverständnisse! Dass es eine Gesellschaft gibt, ist gut.

Dass es in jeglicher Gesellschaft Konventionen gibt – geschriebene und ungeschriebene Regeln des Verhaltens – ist auch gut.

Konventionen bilden sich über Jahrhunderte, ja Jahrtausende heraus. Sie erleichtern das Leben der Mitglieder der Gesellschaft ungemein. Wer sich an die Konventionen hält, die meist einen kollektiven gesunden Menschenverstand reflektieren, ist immer auf der sicheren Seite des Lebens.

Es kann ihm nichts passieren.

Der Schriftsteller hat also auch ein natürliches Interesse, will er von der Gesellschaft geschätzt und akzeptiert werden, sich am sicheren Ufer der jeweils gültigen, den Zeitgeist reflektierenden Konvention zu befinden.

Trespassing, d.h. das Überschreiten der Grenzen, welche die Konvention gerade vorgibt, ist bis zu einem gewissen Grade erlaubt und wird vom Künstler geradezu gefordert.

Doch der Künstler muss wissen: Mehr als *Epater le citoyen* liegt nicht drin. Unsere solide bürgerliche Gesellschaft, seit hundertfünfzig Jahren nahezu unverändert, liebt den Kitzel, *le frisson*, den Blick über den Abgrund – aber dann vor allem wieder die Sicherheit klassischer, bewährter, tradierten Werte.

Darum, Schriftsteller, passe auf! Bleib auf dem sicheren Terrain, soll es Dir nicht dauerhaft schlecht gehen. Individualistische Experimente sind heute nicht gefragt.

19 KATHARINA AUF SPITALBESUCH

Heinrich Heimer lag noch immer auf der Intensivstation. Wie durch ein Wunder hatte er seinen grässlichen Unfall auf der eisbedeckten Waldstrasse lebend überstanden. Sein Auto hatte ja Totalschaden erlitten.

Heimer war hingegen mit einigen gebrochenen Rippen, einem Beinbruch und Verletzungen am Kopf und am Rücken davon gekommen. Noch war nicht klar, ob er mit dauernden Schäden zu leben haben würde.

Katharina stand mit einem Strauss Blumen am Spitalbett. Sie lächelte Heinrich an, der versuchte, tapfer zurückzulächeln. Der Verband, den er um seinen Kopf trug, behinderte ihn dabei.

“Schön, dass es Dir wieder besser geht“ sagte Katharina. „Ich machte mir so Sorgen. Ich glaubte, als ich die Unfallstelle am Tobel sah, Du wärest tot. Ich hatte einen riesigen Schrecken.“

“Dann freut es mich aber besonders, dass Du heute zum ersten Mal zu mir gekommen bist“, flüsterte Heimer, der noch nicht wieder richtig deutlich sprechen konnte.

Katharina neigte sich zu ihm herunter, um ihn besser verstehen zu können. Sie gab ihm einen sachten Kuss auf die Wange.

“Mein *Liebling*, bald wird es Dir wieder besser gehen! Ich freue mich so darauf, wenn Du zur Rekonvaleszenz zu mir aufs Land kommen wirst! Ich werde Dich hegen und pflegen, bis Du wieder ganz gesund bist!“

“Danke!“ hauchte Heinrich.

Ein dankbares Lächeln umspielte seine Lippen. Eine Träne kollerte von seinem rechten Auge herunter.

Katharina tupfte sie mit ihrem Damast-Nastüchlein ab. Eine Zärtlichkeit gegenüber Heinrich stieg in ihr hoch, deren sie sich nie und nimmer für fähig gehalten hätte. Die dominante, zugleich männerfeindliche Gefühlswelt, in der sie sich seit einiger Zeit befunden hatte, war wie weggeblasen. Sie wollte diesen Mann, der wehrlos vor ihr im Spitalbett lag, weder beherrschen, strafen noch ausnützen. Die Lust an der Macht über einen Mann kam ihr so fern vor wie ein anderer Planet.

Nein, sie wollte diesen kranken, verunfallten Mann nur noch *lieben, lieben, lieben*. Das war das einzige Gefühl, das in ihrem Busen wogte.

Heinrich war eingeschlafen. Ein lieblicher, fast glücklich zu nennender Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Katharina wollte ihn nicht nochmals wecken.

Sie gab ihm nochmals einen sanften Kuss auf die Wange. Dann stahl sie sich aus dem weissgetünchten Spitalzimmer. Sie nahm sich vor, bald zurückzukommen.

20 DER NEUE SKI

Haben Sie schon erlebt, wie ein neuer Ski Ihr Leben verändern kann?

Ich kann es Ihnen sagen! Ich bin davon Zeuge.

Vor dem Neujahr hatte ich Ende letzten Jahres definitiv das Gefühl, meine alten, langen Skis seien nicht mehr *up-to-date*.

Ich nahm allen Mut zusammen und machte mich auf den Weg zu Erminio, der an unserem lokalen Skihang nahe der Talstation des Sessellifts ein Sportgeschäft betreibt. Seinen Laden hat er in einem kleinen Holzhaus, das er kürzlich an die Stelle eines alten Schuppens gestellt hat.

Mir ging es wie allen anderen Kunden Erminios. Wer bei ihm eintritt, gibt sich vollständig in die Obhut dieses grossen Skiprofessionals.

Ein Blick aus den klaren Augen Erminios genügt um abzuschätzen, welche Art Ski mir stehen würde.

Ohne mich lange zu fragen, kam Erminio mit einem Paar Rossignolskis, die er in seinem Lager geholt hatte.

„Edi, die stehen Dir!“ sagte Erminio mit einer Autorität, der ich nichts entgegenzusetzen hatte.

Ich nickte stumm. Ich wusste, dass es für mich keinen Sinn hatte, mich gegen die Weisheit des grossen Spezialisten aufzulehnen. In einem Anflug von Mut sagte ich: „Die nehme ich!“

„Nein, Edi, nicht so schnell“ wiegelte Erminio ab. „Heute gehen wir erst Probe fahren. Das mache ich mit allen Kunden. Du bist keine Ausnahme.“

Auch da musste ich kapitulieren. Erminio war der gesunde Menschenverstand selbst. Ich brachte ihm eine Skischuhe, die er entsprechend meinem Gewicht an die Skis anpasste.

Schon im nächsten Moment war ich auf dem Sessellift. „Das Geschäftliche“, hatte Erminio gesagt, „regeln wir, wenn Du abends zurückkommst“. Welch ein Vertrauen – der Skispezialist kannte mich ja kaum!

Das Fahren mit dem neuen Ski war eine reine Freude. Die Bergvipere – so hiess der Ski – schlängelte die Hänge hinunter wie nichts. Die Carvingbauweise hatte zur Folge, dass die Slalomkurven wie von selbst kamen.

Am Abend war ich wieder bei Erminio. „Den Ski nehme ich nun!“

Erminio lachte. „Das wusste ich schon zum voraus. Dieser Ski ist für Dich gemacht worden – und Du für ihn!“ Wir lachten beide. Der Handel war perfekt.

21 DER STUHLBESETZER

In der rezessiven Phase, in der sich unsere Wirtschaft immer noch befindet, braucht es neue Vorschläge, um Beschäftigung zu schaffen.

Eine solche neue Idee ist mir kürzlich gekommen, als ich an einer Veranstaltung in Zürich einen freien Platz suchte: *Der Stuhlbesetzer*.

Das würde so ablaufen: An einer öffentlichen Veranstaltung, die auf dem *First come – first served*-Prinzip abläuft, kommt der Stuhlbesetzer sehr früh. Er nimmt mehrere Plätze für sich in Anspruch. Auf den einen Stuhl legt er seinen Mantel, auf den zweiten seinen Schal, auf den dritten eine Zeitung, usf.

Dann füllt sich das Auditorium nach und nach. Der Stuhlbesetzer kann nun im Fall von Knappheit an Sitzplätzen damit beginnen, seine gehorteten Stühle an den Meistbietenden abzugeben.

Am Einfachsten wäre es, der Stuhlbesetzer würde pro Sitzplatz einen festen Betrag, bspw. fünf Franken, kassieren. Das füllt seine Kasse, ist aber für den Zahlenden, eher zu spät Kommenden nicht zu teuer.

Das gleiche Prinzip kann der Stuhlbesetzer im Sommer in einem lauschigen Freiluftcafé anwenden. Er besetzt vier Stühle, ist aber allein. Drei Stühle kann er ohne weiteres abgeben bzw. verkaufen.

Ein weiterer Anwendungsfall sind begehrte Parkplätze in der blauen Zone. Auch hier kann der Platzbesetzer zu Geld kommen. Er parkiert sein Auto auf einem bevorzugt gesuchten Parkplatz. Kommt „sein Kunde“, winkt er ihm, mit seinem Auto dicht an sein Auto heranzufahren. Gegen die Bezahlung eines bescheidenen Obulus – fünf oder zehn Franken, kommt der Geschäftsmann in Eile, der so rasch zu seinem Coiffeur muss in der Innenstadt, zum dringend benötigten Parkplatz für eine Stunde.

Der Stuhl- bzw. Platzbesetzer erfüllt also eine ökonomische Funktion. Ein knappes Gut, das keinen Preis hat, erhält einen annähernd nachfragegerechten Preis. Angebot und Nachfrage kommen besser ins Lot.

Ist das Handeln des Platzbesetzers legal? Ich weiss es nicht. Ich bin von Haus auf kein Jurist, sondern ein Ökonom. Es würde mich freuen, wenn auf Grund meiner kleinen Geschichte eine Doktorarbeit für einen Juristen entstände: *Die Legalität des Stuhl- bzw. Platzbesetzers: Pro und Contra*.

In einer Zeit mit immer mehr Arbeitslosen und Frühpensionierten, die unendlich viel Freizeit haben, sind neue Beschäftigungsideen gefragt. Ich glaube, nun auch meinen Beitrag geleistet zu haben.

Das ist eine durchaus ernstgemeinte Idee, kein zynischer Vorschlag eines Menschen mit Arbeit. Wir müssen neue, unkonventionelle Wege beschreiten, um den Verlust an Arbeitsplätzen umzukehren.

22 M. IN MEMORIAM

Letzte Woche ist mein lieber Cousin M. gestorben, den ich sehr gemocht habe.

Diese Woche war die ergreifende Trauerfeier, an der ich teilgenommen habe.

Was zeichnete meinen Cousin M. aus?

Um es in einem Satz zu sagen: M. war ein grosser Mann gewesen.

Nicht nur physisch – M. war ein wirklich grosser, schöner Mann gewesen, solange ich ihn kannte – sondern auch von seiner Persönlichkeit her.

In einer Zeit, in der es an wirklich grossen Menschen mangelt, was mein Cousin M. eine herausragende Persönlichkeit gewesen, von seinen Freunden und Bewunderern sehr geschätzt, in der grossen Öffentlichkeit unbekannt.

M. war von Beruf Philosoph gewesen. Das ist eine brotlose Kunst, eine Kunst jedoch, die das ganze Wesen eines Menschen prägt.

M. war ein sehr liebenswürdiger und generöser Mensch gewesen. Er hatte Zeit um zuzuhören. Sein weiser Rat war geschätzt.

Jedes Wort, das M. aussprach, war schön gesetzt gewesen. Sein Deutsch war so perfekt wie sein Französisch. Die Klarheit seiner Gedanken unübertroffen.

Er begegnete anderen Menschen, die mit Geistesgaben nicht so reich gesegnet waren wie er, immer mit Güte. Niemals liess er seinen Gesprächspartner fühlen, er sei ein Ignorant.

Andere, auch viele einfache Hörer seiner Kurse, führte er sachte und beharrlich in eine höhere Sphäre des Wissens und des Verstehens.

M. hinterliess ein reiches Schrifttum, das darauf wartet, veröffentlicht zu werden. Ich werde mich mit anderen Freunden und Verwandten bemühen, aus diesen Essays, Vorträgen und Bildbesprechungen ein Buch zu machen, welches das Andenken von M. ehrt.

So wird die Wirkung von M. über seinen Tod hinaus lebendig bleiben.

M. verstarb im 74. Lebensjahr, an einer Lungenentzündung, nach einem längeren, rätselhaften Leiden, das sein Gedächtnis, seine Sprechfähigkeit und andere körperliche Funktionen angegriffen hat in den vergangenen drei Jahren.

Gott sei ihm gnädig. Er ruhe in Frieden.

Unser ehrendes Andenken ist ihm gewiss.

(leere Seite)

OPUS 6

**DIE FURCHTBARE NACHRICHT
UND
ANDERE GESCHICHTEN**

(Geschichten 6)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

Meinem Sohn F. (1975 – 2004) in liebem Andenken gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	88
1 DIE FURCHTBARE NACHRICHT	89
2 WEISSER ENZIAN	91
3 „OFF-LIT“	92
4 DIE VERLOSUNG	94
5 DIE VERLIERERVERSICHERUNG	96
6 DER TOTE IM HOTEL	98
7 DER TOTE IM ENGADIN-EXPRESS	100
8 GIFT IST IM SPIEL	102
9 DAS DRITTE LEBENSALTER	104
10 DIE HANDYFREIE ZONE (HFZ)	106
11 DIE TITELLEIHE	108
12 DIE MÖBELOLYMPIADE	110
13 TRANSAKTIONELLE INTELLIGENZ IM VERKEHR	112
14 „DAS LEBEN IST ZU KURZ UM...“	113
15 DAS BLAU DER AUGEN DER GÄRTNERTOCHTER	114
16 DER VIRTUELLE MALER	115
17 DIE LINKSFAHRER	116
18 DIE BANANEN-VERNISSAGE	117
19 DER WEB-WATCHER	118
20 „...UND MEITLI LAUFE GSCHWIND“ (Familie im Zug)	120
21 GIGI UND RIRI (Eine Jugendgeschichte)	122
22 MONETS GARTEN	125
Bestellhinweis	126

VORWORT

Diese Geschichtensammlung ist meinem Sohn F. gewidmet, der im Februar 2004 unter tragischen Umständen verstorben ist.

Es sind 22 meist nur sehr kurze Geschichten in dieser Sammlung enthalten.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 DIE FURCHTBARE NACHRICHT

In der neuen Woche sah Annasohn seinen Sohn nur kurz am Montagabend. Das Gespräch kam nicht auf Carmen. Der Vater erhielt keine Erklärungen vom Sohn, weshalb Carmen am 10. Februar in der Wohnung aufgetaucht und ihm das Nachtessen eingenommen hatte. Der Vater stellte sich einfach selbst vor, das sei entweder der Wiederbeginn einer neuen Beziehung gewesen (was er aber nicht annahm) oder das freundliche Treffen zweier Ex-Freunde (was er selbst glaubte). Zu fragen wagte er aber seinen Sohn nicht, welche Bewandnis das Treffen mit Carmen gehabt habe. Er wollte seinen Sohn nicht mit einer Frage behelligen, die für ihn vielleicht schwierig zu beantworten war.

Während der ganzen Woche war der Vater beruflich sehr stark beschäftigt. Es kam für ihn zu auswärtigen Treffen in Zürich, Lausanne und Bern.

Am Freitagmorgen, 20. Februar, stand der Vater schon um 4.45 Uhr auf. Er zog sich an und machte sich einen Kaffee. Um 5.30 Uhr läutete an der Türe der Taxi. Draussen schneite es. Der Vater hastete mit seiner Reisetasche hinaus auf die dunkle Strasse. Als er den Taxi bestieg, sah er, dass im Zimmer von Frank noch das Licht brannte. Das war weiter nicht ungewöhnlich – war doch sein Sohn öfters bis in die Morgenstunden noch auf.

Die Reise mit dem Zug nach Brüssel über Lausanne und Paris gestaltete sich ohne Probleme. In Paris stattete der Vater der Kirche Sacre-Coeur einen kurzen Besuch ab. Die vielen Kerzen gefielen ihm. Der Vater betete wie immer für alle Verstorbenen der Familie.

Auch die Reise von Paris nach Brüssel verflog sehr schnell. In Brüssel wurde der Vater von seiner Brüsseler Bekannten abgeholt, die ihn zu einem Treffen mit einem Beamten der Europäischen Kommission brachte.

Nach diesem Treffen um 16 Uhr, das gut verlaufen war, ging es im kleinen Auto der Bekannten weiter zum Einkaufen in einer Vorort der belgischen Kapitale. Der Vater langweilte sich, währenddem seine Bekannte einkaufte. Eine gewisse Rastlosigkeit und Unruhe beschlich ihn, ohne dass er aber wusste, woher das kam.

Der Abend verlief freundlich. Die Bekannte hatte ein einfaches Gericht gekocht. Anschliessend sahen sich die Beiden einen Film an mit Harrison Ford mit einer etwas abstrusen Handlung. Der Vater war nicht besonders gut im Strumpf.

Auch der Samstag verlief zuerst nach Programm. Der Vater schaute sich im Museum der schönen Künste eine Knoppf-Ausstellung an, die ihn aber etwas ratlos und enttäuscht zurückliess. Er hatte von diesem Meister des Symbolismus noch mehr erwartet. Am Nachmittag spazierte der Vater mit seiner Brüsseler Bekannten im Wald. Anschliessend ging es wieder zum Einkaufen.

Der Vater wollte ein schönes Stück Entrecôte kaufen – die Bekannte nicht. Es habe zu Hause noch ein tiefgefrorenes Steak. Das könne man auftauen und kochen.

Der Vater gab sich geschlagen. Also kaufte man kein Fleisch. Zuhause angekom-

men, hantierte die Bekannte mit dem tief gefrorenen Steak, wusste aber nicht, wie es aufzutauen sei. Da kam dem Vater die rettende Idee. Ich rufe meinen Sohn Emanuel an. Dieser weiss doch als Koch, wie man ein gefrorenes Steak auftauen muss! Gesagt, getan. Der Vater suchte sein Mobiltelefon, das er den ganzen Tag nicht gebraucht hatte. Er stellte es an. Da! Ein Klingelton zeigte an, es habe auf der Combox zwei Nachrichten. Der Vater versuchte zuerst, seinen Sohn zu erreichen. Sein Anschluss war aber besetzt. Nun, so dachte sich der Vater, muss ich etwas zuwarten, bis mein Sohn wieder frei ist. In der Zwischenzeit kann ich ja die zwei Nachrichten auf der Combox abhören, habe ich das Handy nun schon geöffnet.

Der Vater hatte keine Ahnung, dass die nächste Minute sein Leben für immer total verändern würde. Die erste Nachricht war von Carmens Vater Franz. Sein besorgter Ton in der Stimme führte bei Franks Vater sofort zu einem Gefühl grössten Alarms. Die Nachricht lautete: „Peter, ruf mich sofort zurück. Wir sind in grösster Sorge, Carmen könnte etwas zugestossen sein. Gestern abend traf sie um sechs Uhr Frank, um bei ihm in Euer Wohnung noch einige Sachen zu holen. Seither fehlt von ihr jegliche Spur. Sie kam weder zum Rendez-vous mit ihrer Freundin bei uns zuhause um sieben Uhr, noch traf sie wie abgemacht ihre Freundin Daniela um 11 Uhr abends in der Stadt. Zum Schlafen kam Carmen auch nicht zu uns nach Hause. Wir machen uns grösste Sorgen, es könne ihr bei Frank etwas zugestossen sein. Ruf uns sofort zurück, bitte!“

Das Herz von Franks Vater Peter sank. Tiefste Unruhe erfüllte ihn auf einmal. Die zweite Nachricht, die er nun sofort abhörte, war nur noch kurz: „Peter, ruf mich sofort zurück. Frank hat Carmen erschossen.“

Vater Peter war am Boden zerstört. Er schrie. Er schrie, wie er noch nie in seinem Leben geschrien hatte. Dann begann er, haltlos zu weinen. Seine Brüsseler Bekannte stürzte herbei, um ihn zu erfahren, was denn geschehen sei. „Frank hat Cornelia erschossen“, brach es aus ihm heraus. Die Brüsseler Bekannte, die beide jungen Leute kannte, konnte diese Nachricht auch nicht fassen: „Wie ist das nur möglich? Wie ist das geschehen?“ „Ich weiss es auch nicht“, antwortete Peter, „ich werde mich sofort ins Bild setzen“. Er wählte die Nummer seines Sohnes, der immer noch besetzt war. Dann wählte er die Nummer von Carmens Vater.

„Gasser“ hiess es auf der anderen Seite der Leitung. „Danke Peter, dass Du zurückrufst. Es ist wahnsinnig, einfach wahnsinnig. Furchtbar, einfach unfassbar! Wir haben heute abend um 5 Uhr entdeckt, dass Dein Sohn in Deiner Wohnung in seinem Zimmer meine Tochter Carmen erschossen hat. Es muss am Freitagabend kurz nach 6 Uhr passiert sein, als Carmen bei Frank vorbei gekommen war, um noch einige ihrer Sachen, wie CD's und Schallplatten, zu holen.“ -- „Und Frank, was ist mit ihm passiert?“ „Er ist auch tot. Er hat sich kurz, nachdem er Carmen erschossen hat, selbst gerichtet“.

„Nun war also auch mein Sohn Frank tot, nicht mehr am Leben!“ fuhr es dem Vater instinktiv durch den Kopf. Die Tragödie war komplett – zwei junge Menschen auf einen Schlag nacheinander tot, und das erst noch die Tat seines eigenen Sohnes. Ein furchtbarer Schock. Ein riesiger Schmerz. Ein trauriger Verlust auf immer.

2 WEISSER ENZIAN

Kummer wusste nicht so recht, ob er an diesem Tag den grossen Bergspaziergang unter die Füsse nehmen wollte. Es blies ein kalter Wind, der mitunter richtig unangenehm werden konnte. Schon wieder kam eine schneidend frische Böe den Hang herunter.

Nach etwelchem Zögern hüllte sich Kummer noch stärker in die Sommerwindjacke, die einen recht guten Schutz gegen die Windstösse bot. Das Wetter war ja immerhin schön. Der Himmel war blau. Es sprach doch nichts dagegen, den Berg hinauf zu gehen. Es konnte ja am Nachmittag nur noch wärmer werden.

Kummer kam zu einer Sennhütte, die im Sommer öfters von deutschen Touristen bewohnt war. Diesmal war alles ruhig und verlassen. Kein Hund bellte. Kummer setzte seinen Weg ungestört fort.

Gerade dort, wo der Bergweg steil anzusteigen begann, bemerkte Kummer etwas Besonderes am Boden. Ein weisser Enzian!

Nein, nicht ein Einziger, sondern gerade deren drei. Kummer bückte sich. Er besah sich dieses Naturwunder näher. Normalerweise waren die Enzians dunkelblau oder hellblau. Einen *weissen* Enzian hatte Kummer, der schon viele Bergwanderungen unternommen hatte, noch nie gesehen.

Es fuhr im durch den Kopf, dass am gleichen Berg vor einigen Jahren ein weisses Reh gesichtet worden war. Dieses Albinotier war dann durch einen achtlosen Automobilisten im Nebel zu Tode gefahren worden. Heute befindet sich das ausgestopfte Reh als Rarität im Rhätischen Naturmuseum.

Kummer nahm sich vor, den weissen Enzianen nichts zu Leide zu tun. Sie sollten weiterhin ungestört blühen kann, so, wie sie die launische Natur geschaffen hatte.

Er setzte seine Wanderung fort. Oben auf der Spitze der Bergkette angelangt, beim stählernen Kreuz, schrieb Kummer einen Erinnerungstext ins Gipfelbuch: „in Erinnerung an diesen Tag, der mir die Entdeckung der weissen Enziane gebracht hat“. Darunter setzte er seine schwungvolle Unterschrift.

Die Gipfelrast gab Kummer Zeit, das wunderbare Panorama auf allen Seiten ausgiebig zu bewundern. Er kannte längst nicht alle Gipfel, die sich dem Auge darboten. Auf manchen Höhen ruhte noch Schnee. Wie klein und unbedeutend mnahm sich das ferne Leben in den Tälern aus! Ein Zug der Rhätischen Bahn kroch langsam durch die Talebene, Thusis zu. Kummer verpflegte sich mit Brot, Schokolade und dem ebenfalls mitgebrachten Eistee.

Auf dem Abstieg kam er an drei Bergseen vorbei, in dem sich der Gipfel des nahen Beverins spiegelte. Es war wie im Märchen. Eine Stunde später war Kummer wieder nahe der Sennhütte. Er suchte auf dem Boden neben dem Weg die weissen Enziane. Waren sie in der Zwischenzeit gepflückt worden? Nein. Zum Glück nicht. Sie blühten zu Dritt immer noch um die Wette. Kummer kehrte zufrieden zu seinem Auto zurück, das die ganze Zeit geduldig auf ihn gewartet hatte.

3 “OFF-LIT”

Meine Damen und Herren!

Sie erinnern sich gewiss an meinen aller ersten Vortrag *Der virtuelle Schriftsteller*, der in meinem Opus 1 zu Beginn zum Abdruck gekommen ist.

Heute kann ich Ihnen eine neue Variante schriftstellerischer Unabhängigkeit vorstellen, die nicht ganz so radikal ist wie die des *virtuellen Schriftstellers*, aber auch ihre besonderen Reize hat.

Ich spreche nun zu Ihnen über die von mir neuerdings gegründete *Off-Lit-Bewegung*.

Als kreativer Mensch muss ich ja mit der Zeit gehen. Darum habe ich jetzt meinen früheren *Schweizerischen Verein virtueller Schriftsteller (SVVS)* – ich hoffe, Sie erinnern sich! – gegen meine neue *Off-Lit-Bewegung (OLB)* eingetauscht.

Natürlich stehen Sie vor dem Problem, dass Sie noch keine Ahnung haben, was sich hinter *OLB* versteckt. Also, ich erkläre es Ihnen gerne.

Mitglieder meiner neuen *Off-Lit-Bewegung* können Freizeit- und andere Schriftsteller werden, die

- mindestens zehn Mal erfolglos bei einem Verlag angeklopft haben zwecks Veröffentlichung ihrer Werke. Die Absagebriefe müssen sauber gebündelt vorliegen und jederzeit präsentiert werden können.
- ihre Werke auf eigene Kosten im Selbstverlag herausgebracht haben, wobei die Auflage jeweils mindestens 200 Exemplare betragen muss.
- von einem Lokalredaktor einer kleinen Zeitung, einem Leser, einem Kritiker oder einem Schriftstellerkollegen auf schriftlichem Wege gerühmt worden sind für ihre schriftstellerischen Werke (ein „Zeugnis“ in Briefform genügt).
- sich unentgeltlich für Lesungen und andere Vereinsnähe der *OLB* zur Verfügung stellen.
- sich bei meinem *OLB*-Sekretariat eingeschrieben haben und den jährlichen Mitgliederbeitrag von 100 Franken einbezahlt haben.

Das sind die Bedingungen. Ein *Off-Lit*-Schriftsteller gehört also definitionsgemäss zum Spezies der *erfolglosen* Autoren, welche die grosse Mehrheit aller Schreibenden stellen. Er gehört also einer *Sub-Szene* an, fern vom öffentlichen Literaturbetrieb, der über die grossen renommierten Verlage mit ihren gefeierten Starschriftstellern abläuft und wiederum eigenen Gesetzen gehorcht.

Statt nur einsam in der eigenen Schreibstube zu vegetieren, kommt der *Off-Literat* dank meiner neuen *OLB* in einen grösseren Kreis von auch weitgehend unbekanntem Berufskollegen, die sich treffen, Erfahrungen austauschen und sich Mut zusprechen

können. Es kommt zu einer solidarischen Bewegung der Erfolglosen, Nichtbeachteten – kurz, der *Mauerblümchen* des Literaturbetriebs.

Was tun wir in der *OLB*, um die Mitglieder für ihren Jahresbeitrag zu entschädigen? Ein Mal pro Monat haben wir in einem Restaurant eine Lesung. Ein *OLB*-Mitglied liest aus einem Werk vor, das er im Selbstverlag herausgebracht hat. Dann gibt es eine Diskussion. Das Werk kann vom Autor direkt gekauft werden, wobei der Kaufpreis für *OLB*-Mitglieder einheitlich bei 15 Franken liegt, ob das Werk nun 50 oder 250 Seiten aufweist.

Jährlich gibt es einen *OLB*-Kongress, zu dem ich als Präsident einlade. Nach meiner x-ten Wiederwahl (mit Akklamation) widmen wir uns den statutarischen Geschäften unserer Bewegung und hören uns dann die Lesung eines ausländischen *OLB*-Mitglieds an. Wir haben mittlerweile schon Sektionen in Deutschland, Österreich und in Frankreich. Eine Expansion nach Übersee ist geplant. So haben wir in San Francisco ein korrespondierendes Mitglied, das über eine *Off-Lit-Bewegung* in der Neuen Welt nachdenkt.

Noch ist die *OLB* ein schwaches, zartes Pflänzlein. Doch wer weiss – eines Tages wird die *OLB* in der ganzen weiten Welt zum Begriff.

Unsere Zukunftsprojekte?

Wir basteln an einer *OLB*-Webpage, um die Werke unserer Mitglieder besser bekannt zu machen.

Ferner bemühen wir uns auch um staatliche Subventionen. Bisher war uns in dieser Hinsicht noch kein Erfolg beschieden. Doch wer weiss – steter Tropfen höhlt den Stein.

Zum Schluss noch eine Warnung. Kommt es dazu, dass einer unserer *OLB*-Mitglieder von einem Verlag unter Vertrag genommen und von ihm gegen Honorar gedruckt wird, wird der sofortige Ausschluss dieses Mitglieds aus unserer Bewegung unvermeidlich. Diesen für uns traurigen Fall hatten wir aber zum Glück noch nie. Wir rechnen (leider!) auch nicht damit, dass er je eintreffen wird.

So, damit habe ich geschlossen. Ich stehe Ihnen, liebe Freunde und Sympathisanten der *OLB*, für Fragen und weitere Auskünfte gerne zur Verfügung. Sollte sich in Ihren Reihen ein unglücklicher, einsamer Hobbyschriftsteller befinden, der seine Werke mühsam im Selbstverlag herausbringt und daran nichts verdient, ausser die Anerkennung seiner engsten Freunde und Nachbarn, lade ich ihn gerne ein, unserer Bewegung beizutreten. Das Anmeldeformular zur *OLB* liegt am Eingang auf.

Ich stosse mit Ihnen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, auch gerne auf die Zukunft der *Off-Lit-Bewegung* an. Es gilt, ein grosses schriftstellerisches Potential der Öffentlichkeit zugänglicher zu machen und zu erhalten. *Vive l'Off-Lit!*

4 DIE VERLOSUNG

Mein Freund Fridolin hat seit einiger Zeit Probleme finanzieller Art. Die von ihm gegründete Einmannfirma kommt trotz guter Ideen und gewaltiger Anstrengungen nicht vom Fleck.

Unlängst traf ich Fridolin zu einem Bier. „Wie geht es Dir?“ fragte ich artig.

Natürlich wusste ich, dass es meinem Freund nicht gut geht.

„Prächtig!“ antwortete Fridolin mit einem Grinsen, von dem ich nicht wusste, ob es echt war oder eine Art Selbstschutz, Abschirmung nach aussen zur Verdeckung des tiefen inneren Unglücks.

“Das erstaunt mich aber“, erwiderte ich nachdenklich. Nach einem weiteren Schluck Bier fügte ich bei: „Meines Wissens geht es doch Deiner Firma nicht so gut. Oder hat sich das Blatt jüngst zum Guten gewendet?“

“Keineswegs“, bestätigte Fridolin. „Aber ich habe eine neue Methode entwickelt, um mir meine Gläubiger vom Hals zu halten“.

„Und die wäre?“

„Ganz einfach! Ich werfe ein Mal pro Monat alle offenen Rechnungen in die Badewanne. Dann verbinde ich mir die Augen. Mit der rechten Hand wühle ich im losen Rechnungsstapel, bis mir ein Umschlag zusagt. Dann löse ich meine Binde, mache das Couvert auf und betrachte die Rechnung. Der glückliche Gewinner meiner monatlichen Verlosung wird von mir benachrichtigt. Die Rechnung wird von mir auch bezahlt.“

“Und was passiert mit den anderen Rechnungen?“

“Die müssen wieder einen Monat warten, bis sie an der nächsten Verlosung teilnehmen können.“

“Was geschieht aber, wenn ein Gläubiger auf sein Recht pocht und nicht mehr auf die nächste Verlosung warten mag?“

“Diesem Gläubiger schreibe ich einen Brief, er solle sich weiter gedulden. Seine Rechnung habe noch immer eine Chance, in der nächsten Verlosung berücksichtigt zu werden.“

“Aber was denn, wenn der Gläubiger mit seinen Mahnungen fortfährt?“

“Dann mache ich mit seiner Rechnung kurzen Prozess. Sie wird von der nächsten Verlosung ausgeschlossen und wandert direkt in den Papierkorb.“

Fridolin fügte nach einem weiteren Schluck Bier bei: „Selber Schuld, wer keine Geduld hat und sich nicht an meine Regeln halten kann. Er fällt aus dem Rennen und wird sofort eliminiert.“

„So streng sind Deine Bräuche“, pflichtete ich meinem Freund bewundernd bei. „ich jedenfalls würde mir das nicht getrauen.“

„Das glaube ich wohl“, antwortete Fridolin. „Dir geht es ja auch besser als mir. Wärst Du aber in meiner Lage, die nachgerade hoffnungslos ist, müsstest Du auch neue Wege beschreiten, um Deinen Gläubigern Herr zu werden.“

Ich widersprach Fridolin nicht. Er musste ja selbst wissen, was er tat.

Unser Gespräch kam auf andere Themen. Ich nahm mir vor, Fridolin beim nächsten Zusammentreffen zu fragen, wie es mit seinen Verlosungen weitergegangen sei.

5 DIE VERLIERERVERSICHERUNG

Es kommt immer wieder vor, dass eine Partei in einer politischen oder privaten Auseinandersetzung den Kürzeren zieht.

Das Problem ist dann, dass sich die unterlegene Partei mit dieser Tatsache nicht abfinden will. Endlose Rekurse, Obstruktion und Racheakte sind die Folge.

Im politischen Bereich führt dies zu unnötigen Referenda, welche dringend notwendige Reformen auf Jahre hinaus verunmöglichen.

Am Schluss herrscht totaler Stillstand. Totale Stagnation. Nichts geht mehr.

Darum meine Idee: Die Einführung der *Verliererversicherung (VV)*.

Wie funktioniert diese?

Auf ganz einfache Weise: Potentielle Gewinner eines politischen bzw. privaten Prozesses zahlen einen Teil der potentiellen Gewinnsumme in einen Fonds ein, der öffentlich verwaltet wird.

Gewinnt also eine Partei, muss sie der anderen, verlierenden Partei einen Teil der künftigen Gewinne abliefern, wobei der Fonds die Mittlerrolle einnimmt.

Härtefälle werden so sozial verträglich abgefedert. Die Übergangszeit, bis das neue Regime allseits völlig akzeptiert ist, wird gemildert.

Ich gebe ein Beispiel:

In einer grossen Stadt will eine teils private, teils öffentliche Promotorengruppe ein neues Fussballstadion bauen.

Die Anwohner wehren sich, da sie viel grösseren Verkehr durch ihr Quartier fürchten.

Andererseits würde die Stadt um eine neue grosse Attraktion reicher. Das Stadium würde in verschiedensten Nutzen, wie Fussball, Einkaufszentren, Grosskonzerte, Restauration, viel Arbeit, Einkommen und Steuererträge für die öffentliche Hand generieren, dies auf viele Jahrzehnte hinaus.

Ein auf diese Berechnungen spezialisiertes technisches Büro würde in diesem Fall den Mehrertrag des Stadions für Private und die öffentliche Hand berechnen, bspw. auf zwanzig Jahre hinaus.

Von diesem Mehrertrag würden nun die Anwohner im Stadionquartier 10 Prozent erhalten, verteilt auch auf zwanzig Jahre.

Frau Anita Mörgeli, wohnhaft an der Stadiumstrasse 16, würde in jedem der kommenden 20 Jahre 1'500 Franken aus der Verliererversicherung erhalten.

Ich bin überzeugt, dass diese Geldleistung, die auf einem objektiv nachvollziehbaren

Berechnungsmodell beruht, Frau Mörgeli bewegen könnte, ihre grundsätzliche Opposition gegen das gigantische Stadionprojekt zumindest zu überdenken, wenn nicht sogar aufzugeben.

Für den Mehrlärm, den sie künftig bei vollem Betrieb des Stadiums erdulden muss, erhält sie wenigstens eine gewisse Kompensation.

Die 1'500 Franken pro Jahr ermöglichen es Frau Mörgeli, jedes Jahr im Sommer zwei Wochen in einer Pension in Spanien am Meer zu verbringen. Ferien, die sie sich mit ihrer kleinen Pension sonst gar nicht leisten könnte.

Gewinner sind am Ende alle:

Die Stadionbauer können ihr Grossprojekt verwirklichen.

Die Stadt erhält mehr Arbeitsplätze und Steuereinnahmen.

Der Fussballclub und seine Fans werden in einem brandneuen, optimal gebauten Stadion zu neuen Höchstleistungen angespornt, sei es auf dem Rasen, sei es in der Präsenz und den Sprechchören auf den Rängen.

Die Anwohner werden mit den Leistungen der Verliererversicherung wenigstens zum Teil für ihr Ungemach infolge höheren Verkehrs, der mehr Lärm und Abgase mit sich bringt, entschädigt.

Es gibt keine reinen Gewinner und Verlierer mehr.

Alle zahlen etwas – alle bekommen etwas.

Wer nimmt meine Idee auf?

6 DER TOTE IM HOTEL

Kommissar Tarnuzzers achter Fall

Kommissar Tarnuzzer hatte die Ehre, zum Schweizer Kongress der Kriminalinspektoren eingeladen zu werden, der dieses Jahr im *Wildbach-Hotel* am Brienzersee im Berner Oberland stattfand.

Noch war er in diesem Verein führender Verbrechensbekämpfer nicht Mitglied. Die Einladung bedeutete aber, dass er sich ohne weiteres um diese bewerben konnte und sicher auch aufgenommen würde.

Tarnuzzer bekam ein Zimmer, das auf den Giessbach hinausging. Der Anblick des gigantischen Wildbaches, dessen Wasserfluten in sechs Kaskaden den Berg herunterstürzen, war ein äusserst eindrückliches Schauspiel. Dazu kam das ständige Rauschen und Toben des Wildbaches, das jetzt gerade, in der Zeit der Schneeschmelze in den Bergen, ohrenbetäubende Ausmasse annahm.

Der Kommissar konnte sich am späten Abend, nach dem Begrüssungsnachtessen im Belle-Epoque-Speisesaal, von diesem Naturschauspiel nicht mehr losreissen. Er stand auf seinem kleinen Zimmerbalkon und schaute unentwegt in die Abfolge der vom Mond beschienenen Wasserfälle hinein, wobei nur der unterste mit künstlichem Licht beleuchtet war.

Da zupfte ihn jemand am Ärmel. Tarnuzzer drehte sich um. Ein Kellner in weisser Jacke, vom Aussehen her ein Italiener, Spanier oder Portugiese, stand neben ihm. Der Kommissar brauchte einen Moment, bis er verstand, was der Hotelangestellte von ihm wollte.

“Wir vermissen Herrn Klöti, Herr Kommissar, der in der Suite direkt neben ihn logiert. Er ist ein Stammgast, der seit vielen Jahren immer den Mai und den Juni bei uns verbringt. Ein reicher älterer Herr mit weissen Haaren. Haben Sie ihn gesehen? Sein Zimmer ist seit gestern Nacht nicht mehr berührt worden. Wir haben keine Spur von Herrn Klöti.“

Tarnuzzer räusperte sich, bevor er zum Sprechen ansetzte. Er versuchte sich daran zu erinnern, ob er seit seiner Ankunft am Nachmittag diesen Herrn irgendwo gesehen hatte, sei es in der Lobby, im Korridor des ersten Stocks des Hotels oder auf der Veranda, auf der er gerade stand und die um das ganze Hotel herum führte und von verschiedenen Zimmern aus zugänglich war.

“Nein“, antworte der Kommissar nach dieser Gedächtniserforschung, „ich habe diesen Herrn Klöti noch nie gesehen. Könnte ihm etwas zugestossen sein?“

Der Südländer zeigte mit seinen Händen auf den beleuchteten grossen Wasserfall, vor dem eine kleine Brücke vorbeiführte.

“Zuletzt hat man Herrn Klöti gestern um zwanzig Uhr beim Abendspaziergang gesehen, gerade dort, wo der Spazierweg vor dem Wasserfall den Wildbach überquert. Das hat man vom Hotel aus beobachtet. Ein anderer Kellner, der im Garten servierte, hat Herrn Klöti an seinem altmodischen Hut erkannt, als er mitten auf der

kleinen Brücke stand, vom Scheinwerferlicht beleuchtet. Dann war mein Kollege wieder durch die Arbeit abgelenkt. Als er wieder zur Brücke hinübersah, einige Momente später, war niemand mehr auf ihr.“

“Aha“, antwortete der Kommissar. „Dann wissen wir ja schon Einiges. Ist es nicht möglich, dass Herr Klöti von der Brücke in den Wildbach gefallen ist? Hat man schon im See zu suchen begonnen, ob dort eine Leiche treibt?“

“Herr Kommissar! Sie machen mir Angst. Bisher haben wir vom Hotel weder die Polizei noch die Sanität benachrichtigt. Wir gingen davon aus, Herr Klöti würde sich heute nacht wieder zurückmelden. Es ist auch schon vorgekommen, dass er eine Nacht weg war, ohne sich abzumelden. Er hat eine Tochter in Bern, bei der er übernachten kann, hat er beispielsweise eine Einladung zum Nachtessen in einer Botschaft in der Bundeshauptstadt.“

“Aber Sie haben doch die Aussage Ihres Kollegen?“

“Die ist erst ganz neu, Herr Kommissar! Sie datiert von heute abend, nachdem der Hoteldirektor, Herr Staub, das ganze Personal zusammengetrommelt hat, nach beendeter Arbeit, um etwas über den Verbleib von Herrn Klöti herauszufinden.“

“Dann muss ich also Herrn Staub sprechen, um mir ein besseres Bild des Falls zu machen?“

“Gerade um das wollte ich Sie bitten! Herr Staub möchte Sie in seinem Direktionsbüro sehen. Da Ihnen ein guter Ruf hervoreilt, und Sie das Zimmer zufällig neben Herrn Klöti haben, wäre Ihnen der Herr Direktor zum Dank verpflichtet, würden Sie die Enquete über den Verbleib unseres Stammgastes übernehmen.“

“Das wäre für mich sicher eine Ehre“ antwortete Tarnuzzer mit einer leichten Nicken, den Anflug eines Lächelns nicht verbergend.

Der Kellner geleitete den Kommissar hinunter zum Erdgeschoss, wo Direktor Staub bereits auf ihn wartete.

(Fortsetzung im gleichnamigen Kriminalroman)

7 DER TOTE IM ENGADIN-EXPRESS

Kommissar Tarnuzzers neunter Fall

Kommissar Tarnuzzer sass bei Frau Gerber im Tea Room und gab sich dem Milchkaffe, den Croissants und der Lektüre der Morgenzeitungen hin.

Draussen wollte sich ein tiefblauer Himmel über Thuns. Nichts, aber auch gar nichts, konnte die gute Laune des Kommissars trüben. In den letzten sechs Monaten hatte es im Bezirk Thuns, für den Tarnuzzer zuständig war, kein einziges Verbrechen gegeben.

Der Kommissar wurde in seiner Morgenandacht – wie er das tägliche Ritual bei Frau Gerber liebevoll nannte – jäh durch Jenner, seinen Stellvertreter, gestört, der mit grossen Schritten ins Tea Room stürmte.

“Chef! Kommen Sie sofort zum Bahnhof! Wir haben einen Toten im Engadin-Express!”

Tarnuzzer wischte sich mit der Serviette die Krümel vom Kinn ab. Er winkte Frau Gerber herbei, die sofort verstand, dass ihr Lieblingsgast nun in grösster Eile war. Der Kommissar legte den Betrag, der jeden Tag gleich hoch war, ergänzt um ein ahnsehliches Trinkgeld, auf das Tischtuch, und erhob sich. Frau Gerber rief ihm einen *Schönen Tag* nach, den er kaum mehr hören konnte.

In Windeseile begab sich Tarnuzzer, flankiert von Jenner, zum tiefergelegenen Thunser Bahnhof.

Der Stationsvorstand begrüsst den Kommissar. „Kommen Sie mit mir! Ich zeige Ihnen den Toten!“

Zusammen steuerten sie einem Erstklasswagen zu, der etwas verloren auf einem Abstellgleise stand.

“Hier drinnen ist er!” sagte der Stationsvorstand, der vor Tarnuzzer den Wagon bestieg. Im Innern des Erstklasswagens war es recht dunkel.

Im Raucherabteil fanden sie den toten Mann, der in gekrümmter, seltsam eingesackter Stellung auf seinem Polstersitz sass.

Im ersten Moment deutete nichts darauf hin, dass er nicht mehr am Leben war. Er schien wie zu schlafen.

Tarnuzzer näherte sich dem Toten bis auf zehn Zentimeter, ohne ihn zu berühren.

Die Augen des Toten waren geschlossen. Auf dem massiven Haupt sprossen kaum mehr Haare, die sorgfältig nach hinten gekämmt waren. Der Tote trug einen erstklassigen Anzug, der vom besten Schneider in Zürich oder London stammen musste. Am linken Handgelenk trug er eine goldene Rolex, die gut und gern 40'000 Franken gekostet haben musste. Nichts deutete auf ein Gewaltverbrechen hin. Kommissar Tarnuzzer stellte entsprechend auch als Erstes die Frage, warum man

ihn und nicht einen Arzt habe kommen holen. Es könne sich ja lediglich um einen Herzstillstand eines älteren Herrn handeln – die natürlichste aller Todesursachen.

“Der Arzt war schon hier“ antwortete der Stationsvorstand. „Er hat den Toten untersucht, der heute Morgen von St. Moriz nach Curia unterwegs war. In seiner Brusttasche haben wir auch das Zugsbillet nach Zürich und ein Business Ticket nach London gefunden. Er hätte den Flug in Zürich um 12.00 Uhr nehmen sollen.“

“Warum haben Sie dann diesen Erstklasswagen in Thuns abgehängt und den Wagon nicht nach Curia weiterfahren lassen? Dort hätte man den Toten sofort ins Kantonsspital überführen lassen können zur genauen Untersuchung.“

“Das haben wir nicht gemacht, Herr Kommissar“, antworte der Stationsvorstand, weil wir vor der Einfahrt des Morgenzugs aus dem Engadin einen anonymen Telefonanruf auf unserem Stationsbüro erhalten haben.“

“Was hat man da Ihnen mitgeteilt?“

“Die Nachricht war nur ganz kurz. Ganz so im Stil der heutigen SMS auf dem Mobiltelefon. Eine Männerstimme mit fremdem Akzent sagte uns auf Hochdeutsch sagte uns:

Im Erstklasswagen von St. Moritz werden Sie um 8.32 Uhr einen toten Mann finden. Seien Sie gewarnt!

Aus diesem Grund haben wir den Erstklasswagen sofort untersucht, den toten Mann gefunden und den Wagon, welcher den Schluss des Zuges bildete, abgehängt.“

“Ich verstehe“ antwortete Tarnuzzer. „Ein angekündigter toter Mann ist nicht ein normaler toter Mann. Sie haben richtig gehandelt.“

(Die Fortsetzung findet sich im gleichnamigen Kriminalroman)

8 GIFT IST IM SPIEL

Kommissar Tarnuzzers zehnter Fall

Kommissar Tarnuzzer hatte die gute Angewohnheit, nie krank zu sein. Plagte ihn doch einmal eine Erkältung oder eine Grippe, ging er immer in die gleiche Apotheke, die sich von seinem Büro aus gesehen links unten in der Hauptgasse von Thuns befand.

In der Apotheke *Zur guten Gesundheit* wurde Tarnuzzer immer aufs Freundlichste empfangen.

Die bildhübsche Lehrtochter namens Cäcilia war seine Lieblingsbedienung. Sie hatte dunkle Augen und ein schönes ovales Gesicht. Sie war schlank und immer gut angezogen, dies trotz ihres bescheidenen Lehrlingslohns.

So eine Tochter würde sich der Kommissar selbst wünschen. Doch bislang war er erst Vater eines gesunden kleinen Bubens, der wie er selbst Reto hiess. Doch was nicht war, konnte noch kommen!

Cäcilia sah in mit ihn mit ihren grossen Augen fragend an. „Was brauchen Sie heute, Herr Kommissar?“

“Etwas für den Hals. So etwas wie Mebucuaïne.“

“Gerne“ antwortete Zilli, wie das Mädchen auch genannt wurde.

Der Kommissar zahlte. Es fiel ihm auf, dass die Lehrtochter allein im Laden war.

“Wo ist denn Ihre Chefin, die Frau Apothekerin?“ fragte Tarnuzzer.

Zilli errötete. „Es geht ihr gar nicht gut. Sie war am Wochenende bei Freunden auf Besuch. Seither schwebt sie in Lebensgefahr. Etwas muss ihr nicht bekommen sein. Sie können sie im Bezirksspital hier in Thuns besuchen gehen, wenn Sie wollen!“

Der Kommissar hat auf ein Mal ein seltsames Gefühl in seiner Magengegend. Was zum Teufel, war da los? Er kannte die Apothekerin vom Sehen – eine liebe Person um die Vierzig, noch ledig. Hatte jemand versucht, ihr etwas zu Leide zu tun? Sie gar vergiftet?

Tarnuzzer beschloss, heute abend ins Spital zu gehen, um von sich aus Näheres zu erfahren.

“Kann ich Frau Dr. Sollberger besuchen?“

Zilli lächelte zum ersten Mal. „Natürlich! Ich wäre froh, Sie würden zu ihr gehen. Ich mache mir nämlich grosse Sorgen. Die Sache ist so mysteriös. Sie werden bestimmt mehr herausfinden können! Meine Chefin liegt im Zimmer 12.“

“Danke, Zilli“ antwortete der Kommissar. „Ich werde Frau Dr. Sollberger um 18 Uhr

besuchen. Ich habe dafür keinen Auftrag. Aber ich mache mir auch Sorgen um sie. Wo finde ich ein schönes Blumenbukett für sie?“

“Nichts einfacher als das! Bei *Niggli's Blumenparadies*, beim Spital gerade um die Ecke.“

“Ach so! Natürlich. Ich kenne ja diesen Laden. Als meine Frau von unserem Sohn entbunden wurde, habe ich dort auch Blumen geholt. Das sind nun schon wieder zwei Jahre her.“

“Wie geht es Ihrer Frau und Ihrem Sohn?“

“Bestens! Sie leben mit mir in einem kleinen Häuschen ausserhalb von Thuns. Infolge meiner vielen Arbeit sehe ich die Beiden unter der Woche weniger, als ihnen und mir lieb ist. Aber am Wochenende – da bin ich für Reto ganz der Papi und für meine Frau Laura ganz ihr Mann.“

Cilli schaute Tarnuzzer mit verträumten Augen an. „So etwas wünsche ich mir auch einmal.“

Der Kommissar blickte auf seine Uhr. „Nun muss ich aber gehen. Bevor ich Frau Dr. Sollberger besuche, muss ich für Curia noch einen Bericht fertig stellen über die Kriminalfälle der letzten sechs Monate. Zum Glück hatten wir davon fast keine in unserem Bezirk. Dann will ich aber sehen, was mit Ihrer Chefin los ist.“

“Danke zum voraus!“ rief ihm Cäcilia nach, als Tarnuzzer bereits auf der Strasse stand, um möglichst schnell wieder in sein Büro zu erreichen.

Vielleicht war Eile geboten, Frau Dr. Sollbergers Magenvergiftung auf die Spur zu kommen.

(Fortsetzung findet sich im gleichnamigen Kriminalroman)

9 DAS DRITTE LEBENSALTER

„Es lächelt der See – er ladet zum Bade“ – so kam es mir kürzlich vor, als ich mit einer grossen Schar von Gästen auf einem grossen Schiff auf dem Vierwaldstättersee fahren durfte, das uns von Uri bis nach Luzern brachte.

Im Innern des modernen Ausflugsschiffes wurde zuerst das Mittagessen serviert. Später bestand Gelegenheit, auf den Decks zu flanieren.

Nach dem Besuch des Rütli vom See aus nahm der Kapitän Kurs auf Brunnen, den Schillerstein und die Schiffsstation Treib, von der eine Bahn nach Seelisberg hinauf führt.

Zuhinterst auf dem Schiffsdeck sass ein Mann mit Bart, welcher unentwegt auf den sonnenbeschienenen See und die liebliche Landschaft sah, die an uns vorbei glitt.

„Ist das nicht herrlich!“ rief mir der ältere Herr zu, der noch vor wenigen Jahren ein wichtiger Parlamentarier gewesen war.

„Ja wirklich“, antworte ich und setzte mich zum Altpolitiker, den ich vom Namen her kannte.

„Wissen Sie“, fing der ältere Herr nach einer längerer Pause an, „sehr vielen Menschen geht die Fähigkeit ab, die Freuden der Natur richtig zu geniessen. Sie gehen achtlos an einem riesigen Schatz vorbei, der sie gar nichts kosten würde.“

„Da haben Sie recht“, entgegnete ich. „War das nicht ein früherer Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt gewesen – dessen Namen mir entfallen ist – der gesagt hat: Die besten Dinge auf dieser Welt *are for free*, d.h. sie kosten nichts. Er dachte auch an die Schönheiten der Natur, die allen offen stehen.“

Der ältere Herr nickte mir zustimmend zu.

„Und noch Eines möchte ich Ihnen sagen“, fügte der Altparlamentarier bei, der ganz nahe an mein Gesicht kam, als möchte er sicher sein, dass ich ihm wirklich auch zuhörte. „Wir haben Glück – unheimlich Glück! Wir sind die erste Generation -- Sie und ich – die den Ruhestand richtig geniessen können. Wir haben nach Sechzig noch ein echtes *Troisième Age* vor uns, das zehn, zwanzig und mehr Jahre dauern kann. In dieser Zeit, in der wir nicht mehr richtig arbeiten, können wir noch wahn-sinnig Viel unternehmen. Wir sind noch fit. Wir sind noch interessiert – an sehr Vielem interessiert. Wir reisen. Wir machen Sport. Wir sind eigentlich noch jung. Ich fühle mich als Vierundsechzigjähriger wie etwas über Dreissig. Ist das nicht wunderbar?“

Ich stimmte dem älteren Herrn zu. „Ja, Sie haben wirklich recht. Als ich selbst jung war – nun bin ich Sechzig – fand ich alle Leute von meinem heutigen Alter uralt.“

„Ja, genau so war es!“ pflichtete der Altparlamentarier bei. „Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Mein Vater starb mit 63, mitten aus der Arbeit heraus. An ein Aufhören, an einen Ruhestand, hat er nicht einmal denken können. Sein Leben bestand nur aus

Arbeit! Wie viel besser haben wir es nun doch – eine bis zwei Generationen später!“

Ich nickte. „Genau so ist es. Wir können noch sehr viel unternehmen, Alter hin oder her. Wir haben die Zeit, die Musse und die erforderlichen finanziellen Mittel dazu – auf viele Jahre hinaus.“

“Ja, so schön haben wir es, bis...“

Da wurde sein Redefluss durch einen anderen Altparlamentarier unterbrochen, der ihm Hallo sagen wollte.

Ich blieb noch einen Moment stehen, entfernte mich aber dann rasch.

Was hat mein Gesprächspartner im letzten Satz wohl noch sagen wollen?

Erraten Sie es, verehrte Leserinnen und Leser, selbst!

Ich weiss es nicht.

10 DIE HANDYFREIE ZONE (HFZ)

Bevor in der Presse die Meldung kam, Nordkorea wolle den privaten Gebrauch von Mobiltelefonen durch seine Bürger völlig verbieten, ist mir eine neue Marketingidee gekommen für völlig abgelegene Berggebiete.

Diese könnten sich damit brüsten, dass in ihrem Tal *kein Empfang* möglich sei für private Mobiltelefone. Es sei damit garantiert, dass der Gast seine Ferien in völliger Ruhe geniessen könne.

Das neue Signet HFZ, das in alle Reiseführer Eingang finden würde, steht für garantiert keinen Handempfang an besagtem Ort.

Stellen Sie sich doch einmal diese *Idylle* vor!

Kein Essen wird dadurch gestört, dass der Nachbar seine Wut am Anlageberater auslässt, der statt 50 Gewinner-AG irrtümlich 1000 Verlierer AG, und dazu erst noch „bestens“, vor dem totalen Absturz der Aktie, zu einem sündhaft teuren Preis gekauft hat.

Auch wird das Tête-à-Tête eines älteren, etwas korpulenten Geschäftsmannes mit seiner zuckersüssen, wohlgerundeten aber zugleich superschlanken Pseudo-Sekretärin – sprich: Geliebte – durch keinerlei Ehefrau in fortgeschrittenem Alter gestört, welche unentwegt ihrem Helmut anrufen will, um ihm das Neueste vom Einfamilienhausweg in Windisch/AG zu erzählen.

Ein Automobilist, der im Dreck stecken geblieben ist, kann keinem hilfsbereiten Automobilclub anrufen, der ihn in Null Zeit aus der Patsche holt. Nein, dieser Pechvogel muss zum nächsten Bauernhof laufen, wo er vielleicht einen Pächter findet, der ihn mit seinem rostigen Traktor zurück auf die solide Strasse befördert.

Die Liste der Beispiele liesse sich beliebig verlängern. Es bleibt dabei: Ein Leben ohne Mobiltelefonie ist eine reine Wohltat, erinnert an längst vergangene beschauliche Tage, als das Leben für die allermeisten Menschen noch in Ordnung war, und sollte entsprechend propagiert werden, selbst für grössere Kurorte.

Bürgervereine könnten sich dort bilden, welche auch für ihren Ort eine handyfreie Zone fordern, fernab von aller modernen Total-Kommunikation rund um die Uhr, vierundzwanzig Stunden im Tag, inklusive Wochenenden und Feiertage, ohne jeden Unterbruch – einer einfach unmenschlich perfekten Welt!

Die Ferienorte, die garantiert keinen privaten Mobilfunkempfang anbieten können, sollten sich in einem Verein zusammenschliessen, der über eine eigene Webpage, einen Führer handfreier Kurorte und einen Reservationsdienst verfügt.

Selbstverständlich müsste auch alles versucht werden, damit die mobilfunkfreien Ferienorte in den Genuss öffentlicher Subventionen kommen. Diese könnten erlauben, altmodische Telefonfreileitungen mit Drähten und eine Uralttelefonzentrale mit sprechenden Fräuleins, welche die Verbindung mit Stöpseln herstellen, wieder aufleben zu lassen.

Die öffentliche Hand fördert ja auch die Sonnen- und Windenergie – also Techniken, welche der Natur nachempfunden sind.

Warum sollte dann nicht auch mit der gleichen Berechtigung gefordert werden, dass die Telefonie des letzten Jahrhunderts ein Comeback feiert in den Ferienorten, welche in der Handy-freien Zone liegen?

Es wäre naheliegend, für dieses Anliegen Dr. Beat Wunderlin zu gewinnen, der seit vielen Jahren im schweizerischen Parlament als Lobbyist tätig ist.

Von Dr. Wunderlin stammt der Spruch, dass er für eine Million Franken nicht nur aus einem Kartoffelsack einen Bundesrat machen könne – nein, noch viel mehr! Er würde es für diese Summe fertig bringen, dass das Parlament beschliesst, dass das Wasser künftig aufwärts fliessen müsse – statt abwärts, wie es bisher nach der schon sehr alten, etwas verstaubten Gravitationslehre immer noch tut.

Sie sehen also: Dr. Wunderlin wäre der richtige Mann, um beim Parlament die Anliegen des Vereins handyfreier Ferienorte (VHFO) zu vertreten.

Natürlich müsste das Mandat dieses vielbeschäftigten und teuren Mannes auch durch die öffentliche Hand finanziert werden.

Warten wir also ab, was sich in den nächsten Jahren noch so alles tut, um die Ferienorte in der Handy-freien Zone zu fördern.

Wollen Sie Ihren nächsten Urlaub nicht gleich schon in einem Kurort in der HFZ buchen? Ihre Nerven würden es Ihnen danken!

Ihr Ferien-Erholungsgewinn(FEG) würde sich glatt verdoppeln, mit aller Garantie.

11 DIE TITELLEIHE

Es besteht für jeden Zeitgenossen die Möglichkeit, während Tagen oder Wochen ein Auto zu mieten. Zu diesem Zweck wurden zahlreiche Mietautofirmen gegründet, die um die Gunst der Temporärbenutzer eines Automobils buhlen.

Ich verstehe nun aber nicht, dass die Idee der Automiete nicht auch bei anderen Mietgegenständen Schule gemacht hat. Oder anders gesagt: Sie hat Schule gemacht – aber nicht so, wie ich mir das wünsche.

Nehmen wir das Gebiet offiziell anerkannter Titel. Es vergeht fast kein Tag, ohne dass ich nicht im Internet das Angebot erhalte, von einer obskuren Universität in Amerika einen Dokortitel zu erhalten, sofern ich bereit wäre, sofort 5'000 US Dollars auf ein bestimmtes Konto in den USA zu überweisen. Mein Freund Harry, der noch keinen Dokortitel sein eigen nennt, ist auf ein solches Angebot fast eingetreten. Im letzten Moment hat er aber davon abgesehen, da ihn die 5'000 Dollars doch reuten.

Meine Idee ist nun eine andere: Die Vermietung legaler, ehrlich erworbener Titel. Warum sollen andere Menschen nicht von den Früchten meiner Anstrengungen profitieren?

Das würde so ablaufen:

Ich bin bereit, meinen Dokortitel leihweise abzugeben für beispielsweise einen Monat oder ein Jahr. Während dieser Zeit würde ich auf das Tragen meines Titels verzichten. „Soyons logique!“ Es geht natürlich nicht an, dass zwei Menschen zugleich den gleichen Titel tragen. Für die Titelausleihe erhalte ich vom Titelpächter eine Vergütung – sagen wir 100 Franken für einen Monat und tausend Franken für ein Jahr. Dieses Geld werde ich einem gemeinnützigen Werk stiften.

Nach einem Monat oder einem Jahr bekomme ich meinen Titel automatisch wieder zurück. Die Leihfrist läuft einfach ab – und alles kehrt zum Alten zurück.

Der Titelleihende hat während der Zeit seiner Titelmiete einen unbestreitbaren Gewinn – er kann sich Doktor nennen, oder Professor, oder sonst was. Um jegliche Scharlatanerie zu vermeiden, würde sein geliehender bzw. gemieteter Titel speziell gekennzeichnet. Er wäre also nicht einfach Dr. phil. oder Dr.rer.pol., sondern Dr. iur.temp. oder Dr.rer.pol.temp.

Auf diese Ausleihe medizinischer Dokortitel müsste natürlich verzichtet werden – das wäre für die Menschheit zu gefährlich.

Als Einwand könnte nun natürlich kommen, dass der Dokortitel geschützt ist. Doch auch da habe ich die Lösung: Meine Doctores temp. sind ja als solche auch erkennbar. Es würde im Internet ein Verzeichnis geführt, in dem jeder temporäre Titellehnherr und Titelmietter aufgeführt würde, mit allen Details.

So könnte es dort heissen:

Eintrag Nr. 1/2005:

Roland Niederberger, Dr. rer. pol., geboren 26. 9. 1952, Titelvermieter (für die Zeit 1.1.2005 – 31.12.2005). temporärer Titelträger Alex Obermüller, geb. 2.3.1965

Alex Obermüller, Dr.rer.pol.temp. , geboren 2.3.1965, Titelmietter (1.1.2005-31.12.2005) , von Roland Niederberger, Dr.rer.pol., geb. 26.9. 1952

Wer springt auf diese Idee auf, richtet eine besondere Internetseite ein figuriert und als Aktuar? Pro Eintrag könnte er eine Gebühr von 50 Franken verlangen.

Viele zufriedene Kunden werden sein Werk loben. Manche Menschen, die an einem Titelmangel leiden, kämen so – wenigstens temporär – in den Genuss höherer Weihen. Der Titelverleiher wird seinerseits während einiger Zeit die Last seines Titels los, den er nach Ablauf der Ausleihefrist ja wieder auf sicher zurückbekommt.

Gemeinnützige Stiftungen würden so zu neuen Spendengeldern kommen.

Niemand würde geschädigt – alle profitieren.

Natürlich braucht es einiges Fingerspitzengefühl in der ganzen Sache. Der Titelverleiher muss den temporären Titelträger gut aussuchen. Nicht jedermann ist qualifiziert für diese Ehre.

Geld allein soll nicht entscheiden. Der Titelmietter muss sich auf irgendwelchem Gebiet Verdienste erworben haben, die Anerkennung verdienen.

Diese neue Form der temporären Titelvermietung eignet sich vor allem für Rentner, welche ihren Doktor- oder Professorentitel nicht mehr wirklich benötigen. Mit der Titelausleihung können sie sich zudem einen kleinen Zustupf zu ihrer mageren Rente verdienen. Es würde nämlich festgelegt, dass über sechzigjährige Titelverleiher die Hälfte der Mietgebühr behalten dürfen. Nur die andere Hälfte ginge in ein gutes Werk.

Freiwillige werden gesucht! Sonst bleibt meine gute Idee noch Jahrzehnte brach. Das wäre doch schade – meinen Sie nicht auch?

12 DIE MÖBELOLYMPIADE

Kürzlich gab es eine richtige Olympiade. In der glühenden Hitze Athens mühte sich die Jugend der Welt ab, Höchstleistungen (meist ungedopt) zu erbringen.

Die farbigen Fernsehbilder von vorbeiflitzenden Sportlern haben meinen Sohn D. auf die Idee gebracht, eine Möbelolympiade vorzuschlagen.

Was kann man sich darunter vorstellen?

In den letzten Jahren ist es ungemein populär geworden, seine Möbel nicht mehr fixfertig zu kaufen, sondern in Einzelteilen, die man zu Hause selbst zusammenschrauben muss. Zu diesem Zweck geht man vorzugsweise am Samstag in ein riesiges Möbelhaus, IKEA genannt, das aus Schweden stammt. Das Beste sind in der IKEA nebst den kleinen Hot Dogs mit Coca Cola zu einem Franken die Möbel selbst. Es hat einige enorme Auswahl.

Nach einem Rundgang durch zwei Geschosse erreicht der Besucher das Parterre, in dem sich die Möbelteile stapeln. Mit einem kleinen Gefährt steuert man auf den richtigen Lagerort zu, lädt die Einzelteile auf und fährt diese zur Kasse, wo eine freundliche Dame im Nu die Rechnung ausdruckt. Mit der Kreditkarte zahlen – und schon ist alles erledigt.

Nun kommen noch zwei Hürden, die es sportlich zu nehmen gilt.

Erstens muss das grosse Büchergestell – Höhe 2.20 Meter, Breite 80 Zentimeter, in das dafür viel zu kleine Auto verstaут werden. Eine Herkulesarbeit, welche die Notwendigkeit einschliessen kann, das Auto um einige Zentimeter temporär auszuweiten – was aber meist ohne Beizug eines Carrossiers nicht geht. Also muss versucht werden, einen Mietbus zu chartern, was bei der IKEA – Samstage ausgenommen – kein Problem ist. Oder Sie gehen zur nächsten Garage und tauschen Ihren Mercedes- oder Audilimousine für immer gegen ein IKEA-taugliches Fahrzeug mit grosser Ladekapazität ein.

Zweite Herausforderung: Zu Hause angekommen, muss das IKEA-Büchergestell, das im Prospekt wunderschön aussieht, zusammengeschaubt werden. Achtung für Anfänger: Keine Fehler machen! Folgen Sie dem beigelegtem Montageplan aufs Genaueste. Sonst können Sie nach viel Mühe und Schweiss wieder von vorne anfangen.

Da kommt endlich die Idee meines Sohns D. zum Tragen: Parallel zur offiziellen Olympiade, die alle vier Jahre im Sommer während vier Wochen die Nächte zum Tag macht und den Fernsehkonsum vervielfacht, wird eine Möbelolympiade durchgeführt. IKEA oder ein anderes Einrichtungshaus prämiert die Konkurrenten aus verschiedenen Altersklassen, die am Schnellsten ein einfaches oder komplexes Büchergestell oder einen Kasten zusammenbauen können. Der Wettbewerb könnte auf einem grossen Parkplatz oder in einem Fussballstadium stattfinden. Das Fernsehen könnte ihn *live* übertragen.

An Publikum würde es sicher nicht mangeln. Die einzelnen Möbelsportler würden

von ihren Freunden und Familien, ja von ganzen Dörfern angefeuert. Bei Jugendlichen würden auch ihre Schulkolleginnen und –kollegen mitfiebern.

Für jede Alterskategorie und Zusammensetzobjekt würde die Zahl der Wettkampfteilnehmer auf zehn begrenzt pro Geschlecht. Es hätte also zehn Buben und zehn Mädchen im Alter von 10 – 15, welche um die Wette ein einfaches Büchergestell, ein Pult und einen Zimmerschrank zusammenbauen. Für komplexe Objekte könnten auch Paare zugelassen werden.

Natürlich wäre wichtig, dass alles mit rechten Dingen zugehen würde. Der Veranstalter – das jeweilige Möbelhaus – müsste für eine erstklassige Organisation garantieren.

Was wären die Preise? Hauptpreis könnte ein Kombiauto sein, gestiftet von der Garage Roll, der zweite Preis eine Ferienreise, gestiftet vom Reisebüro Sehnsucht, usf. Natürlich könnten die Gewinner jeder Kategorie auch ihr zusammengebautes Möbelstück behalten. Sie habe ja dann nur wieder das Transportproblem, das die Umzugsfirma Zuger gratis für sie lösen würde.

Also ohne Sponsoren ginge es auch bei der Möbelolympiade nicht. Aber das ist nicht zu beanstanden, soweit es um Produkte und Dienstleistungen geht, welche rund um die Möbel sowieso nachgefragt werden.

Zum Schluss kommt mir noch der Gedanke, dass die Idee meines Sohnes D. wahrscheinlich von Niemandem aufgegriffen werden wird. Auch das ist nicht tragisch. Gute Ideen bleiben auch gut ohne Umsetzung in die Wirklichkeit.

Sollte ich aber doch einen Interessenten finden, sei ihm gesagt, dass er die Idee meines Sohnes D. kostenlos haben kann, doch handelt es sich um *Share ware*. Das heisst, es ist ihm untersagt, die Idee für sich zu beanspruchen oder gar zu patentieren. Das Copyright liegt bei mir bzw. meinem Sohn D. Wir verschenken es einfach – verbunden mit dem Wunsch, an die erste Möbelolympiade eingeladen zu werden als Ehrengäste.

Das ist doch nicht zuviel verlangt.

PS: Nun ist mir allerdings noch der penible Gedanken gekommen, es hätten bestimmt schon andere vor mir an die Idee einer Möbelolympiade gedacht. Das ist gut möglich – ich weiss es einfach nicht. Trotzdem – eine gute Idee darf auch erneut aufgebracht werden.

13 TRANSAKTIONELLE INTELLIGENZ IM VERKEHR

Aufmerksame Leserinnen und Leser meiner *Geschichten* werden sich an meine früheren Vorträge über den Nutzen der *transaktionellen Intelligenz* erinnern, die uns im täglichen Leben sehr zustatten kommen kann.

Heute möchte ich ein neues Kapitel der transaktionellen Intelligenz aufschlagen. Diese kann auch im Verkehr von grösstem Wert sein und uns vor viel Schaden bewahren. Es beginnt damit, dass Kleinkinder und Kindergartenkinder darin unterwiesen werden, vor dem Überqueren der Strasse immer nach *links* zu blicken, um ein entgegenkommendes Fahrzeug rechtzeitig wahrzunehmen.

In späteren Lebensjahren, einmal selbst zum Automobilisten geworden, sind die Anwendungsmöglichkeiten der transaktionellen Intelligenz für jede Einzelne oder jeden Einzelnen nahezu unbegrenzt. Dabei stimmt es, dass die modernen Hilfsmittel, die das Autofahren sicherer machen, einen grossen Fortschritt darstellen. Ich denke da an die Navigationssysteme, die immer mehr zur Standardausrüstung werden. Oder an die verbesserten Informationen über Staus und Unfälle, die über den Radio oder über sich automatisch einschaltende Nachrichten an den fahrenden Automobilisten gelangen. Das allgegenwärtige Mobiltelefon kann ebenfalls nützliche Dienste leisten.

Trotz dieser Hilfsmittel braucht es aber immer noch den Gebrauch des eigenen Verstands, wenn wir uns als Automobilisten im Verkehr fortbewegen. Eine Grundregel könnte lauten: *Langsam ist meist schneller*. Was meine ich damit? Der mit transaktioneller Intelligenz ausgestattete Autofahrer antizipiert Gefahren aller Art. Er kann sich vorstellen, dass eine unübersichtliche Rechtskurve einen ihm entgegenkommenden Automobilisten gerade einladen muss, die Kurve zu schneiden. Passiert das dann ein Mal auf hundert Male, ist unser Autofahrer auf diese Situation vorbereitet. Dank seiner Antizipation fährt er so langsam, ganz bewusst, dass er nach rechts ausweichen kann. Er vermeidet mit einigem Glück – und Verstand – den Unfall, für den sein „Gegenüber“ verantwortlich gewesen wäre.

Angenommen, es hätte in dieser unübersichtlichen Kurve doch gekracht, wäre unser vorsichtiger Fahrer selbst nur noch verspätet zu seiner Verabredung gekommen, anstatt sie trotz langsamem Fahren noch bequem zur Zeit zu erreichen. Das hastige Gegenüber, möglicherweise auch nicht angegurtet, wäre vielleicht sogar in der Windschutzscheibe und im Spital gelandet. Das hätte für den Eilenden eine Verzögerung von einigen Wochen bedeuten können, um an sein nächstes Ziel zu gelangen!

Transaktionelle Intelligenz im Verkehr heisst also ganz einfach, überall Gefahren zu vermuten und entsprechend zu handeln. In 99 von 100 Fällen tritt diese vermutete Gefahr nicht ein – umso besser! Aber in einem Fall von Hundert kommt sie doch – und wir sind darauf vorbereitet – und handeln richtig.

Ich behaupte, transaktionelle Intelligenz wäre im Fahrunterricht besonders zu schulen. Sie hat viele Facetten, von denen ich hier nur eine herausgepickt hat. In der Praxis könnte sie das Leben von anderen und von uns selbst verlängern bzw. angenehmer, entspannter und stressfreier zu gestalten. Das würde bereits den Einsatz lohnen, der transaktionellen Intelligenz im Verkehr zum Durchbruch zu verhelfen.

14 „DAS LEBEN IST ZU KURZ UM...“

Ich erinnere mich daran, vor einiger Zeit in grosser Hast dem Bahnhof in Bärenstadt zugeeilt zu sein. Mein Zug war in drei Minuten zur Abfahrt angesagt. Also allen Grund, keine Zeit zu verlieren.

Als ich die Treppe in die Unterführung herunterstieg, quasi fliegend, kam mir eine junge Dame mit einem strahlenden Lächeln auf den Lippen entgegen. Ihr Handy hielt sie an ihr linkes Ohr gepresst. Ich hörte noch, wie sie zum unsichtbaren Gesprächspartner sagte: „Das Leben ist zu kurz, um...“. Mehr bekam ich nicht mehr mit. Ich war ja nun schon in der Unterführung und bahnte mir einen Weg durch die entgegenkommenden Passanten. In letzter Minute, schwer atmend und scheissüberströmt, erreichte ich meinen Zug, der sich alsbald in Bewegung setzte.

Als ich etwas ruhiger atmend auf meinem Sitzbank des nur schwach besetzten Zuges sass, dachte ich an das strahlende, hochgeschossene Mädchen zurück, das mir wie eine schöne Fee vorgekommen war. Was hatte sie ihrem Freund wohl sagen wollen? Ich erwäge verschiedene Varianten.

Für mich war jedoch ohne langes Überlegen klar, dass sie ihm sagen hatte wollen, er solle ich wegen dieser oder jener Sache nicht zu viel Sorgen machen.

Ihr Satz dürfte geendet haben: *„Das Leben ist zu kurz, um sich wegen dieser Bagatelle furchtbar aufzuregen!“* Oder sie hat gemeint: *„....., um sich durch diesen Rückschlag entmutigen zu lassen!“* Oder: *„...., sich über diesen Chef wahnsinnig aufzuregen, der Deine Arbeit nicht so schätzt, wie Du es möchtest!“*

Der Möglichkeiten gibt es Viele, den Satz zu Ende zu führen. Ihnen allen gemein dürfte die Botschaft sein, sich nicht durch Dieses oder Jenes entmutigen zu lassen.

In einem Leserbrief in der Neuen Zürcher Zeitung habe ich unlängst den Ausspruch eines weisen Buddhisten gelesen, der ungefähr wie folgt lautete: Hier und jetzt, in diesem Augenblick, hast Du Lebender eine wichtige Verabredung, nämlich eine Verabredung mit dem *Leben*, die Du wahrnehmen musst, hier und jetzt, nicht früher, nicht gestern, nicht später, morgen, einfach jetzt gerade, in diesem Augenblick. Es gilt also, im Augenblick zu leben, nicht in der Vergangenheit oder in der Zukunft, im Bedauern oder im Hoffen.

Das Leben findet hier und jetzt statt. Punktum.

Wollte das die junge Dame auch sagen? Ist das Leben zu kurz, um einem Misserfolg jahrelang nachzutruern? Sollen wir uns nicht vielmehr an Allem freuen, was uns gelingt und was wir tun können? Uns ganz einfach am Leben freuen?

Ich habe diese junge Dame nicht wieder angetroffen. Vielleicht war sie gar kein leibliches Wesen, sondern eine richtige gute Fee aus dem Märchen, die mir und allen Menschen einen guten Rat geben wollte:

Mach das Beste aus dem Leben, wie es ist!

15 DAS BLAU DER AUGEN DER GÄRTNERSTOCHTER

Vor einigen Jahren wollte es der Zufall, dass ich eine wahrhaftige Gärtnerstochter kennen lernte, die wunderschöne blaue Augen hatte.

Kein Dunkelblau – sondern ein etwas blasserer Blau mit einem Stich ins Violette, welches ihrem Gesicht einen eigentümlich träumerischen Ausdruck gab.

Kitty, wie die Schönheit sich nannte – eigentlich hiess sie Käthi, hatte Eltern mit einer grossen Gärtnerei auf dem Lande. Dorthin begab ich mich eines Samstags am Nachmittag mitten im Sommer.

Niemand schien zu Hause zu sein. Ich konnte mich in den Beeten mit Blumen und Pflanzen aller Art in Ruhe umsehen. Eine blau blühende Topfpflanze gefiel mir am Besten. Das Blau der Blüten entsprach genau Kittys Augenfarbe, fuhr es mir durch den Kopf.

Eine ältere Frau um die Siebzig weckte mich aus meinen Träumen. „Möchten Sie etwas, mein Herr?“ fragte sie mich höflich.

„Ja“, antwortet ich höflich. „Diese Topfpflanze finde ich super. Wie heisst sie und was kostet sie?“

„Das ist eine blaue Kamelie. Sehr schön, sehr lang blühend – aber etwas heikel. Braucht Licht und Sonne, aber nicht zuviel. Braucht regelmässig Wasser – aber auch nicht zuviel.“

„Klingt interessant“, meinte ich. „Und was kostet sie?“--„Hundertfünfzig Franken“.

Ich stutzte etwas. Der Betrag schien mir doch recht hoch zu sein. Die Dame erriet meine Gedanken. „Wissen Sie“, begann sie wieder, „diese Topfblumen halten lang. Bei richtiger Pflege kann man sie überwintern und mehrere Jahre behalten. Nur eben: Im Winter darf man sie nicht draussen stehen lassen. Sie verstehen, warum: Kälte und Nässe machen sie kaputt“.

„Also ich nehme sie“, sagte ich nach einer kurzen Denkpause. „Danke“, meinte die Dame schlicht. „Sie werden viel Freude mit ihr haben.“

Ich bugsierte die Pflanze mit Unterstützung der alten Dame in mein Auto. Dann zahlte ich. „Kennen Sie Kitty?“ fragte ich unvermittelt. „Ja“, antwortete die Dame, „sie ist meine Grosstochter. Ein tolles Mädchen!“

„Ja, kann man wohl sagen“, nickte ich. „Sie hat so schöne blassblaue Augen, gleich wie diese Blumen!“ Die Grossmutter lachte. „Das ist mir noch nie aufgefallen. Aber in der Tat, Kitty ist ein schönes Mädchen. Ich hoffe nur, sie findet einmal den Richtigen.“

Kitty kenne ich schon lange nicht mehr. Aber die Topfblume mit dem Blau ihrer Augen macht mir immer noch Freude.

16 DER VIRTUELLE MALER

Es gibt nicht nur *virtuelle Schriftsteller*, sondern auch *virtuelle Maler*. Also Menschen, welche zeitlebens die Idee haben, ein weisses Papier oder eine Leinwand zu bemalen, und es doch nie so weit bringen, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Zeitlebens kommt immer wieder etwas dazwischen, oder sind andere Dinge prioritär, bis der Tod den Möchtegernmaler einholt.

Nun habe ich eine neue Variante des virtuellen Malers entdeckt, die es wirklich verdient, erwähnt zu werden. Es wimmelt ja auf dieser Erde von Dingen, die wir nicht kennen, und uns nicht einmal vorzustellen vermögen. Der interessanteste Platz in unserem Leben ist ja der eigene Kopf, der sich Dinge ausdenken kann, die es gar nicht gibt.

Mein Freund Dorian, der es als Versicherungsmakler nur bis zum Herzinfarkt mit Fünfzig gebracht hat, und nun Künstler ist, kann als rares Beispiel des virtuellen Malers betrachtet werden, wie ich ihn nun vorstellen möchte.

Dorian kauft Leinwände, Terpentin, Farben. Pinsel und Spachtel. Er hat alle Utensilien, die den wahren Maler ausmachen.

Nur, dabei bleibt es. Er bemalt nicht einmal die eine Leinwand mit blauer Farbe, und schreibt dann darunter: „Himmel“, oder eine andere Leinwand mit schwarzer Farbe, und schreibt darunter: „Nacht“.

Nein, das ginge schon zu weit. Das wäre ja einfach die abstrakte Malerei, wie sie vor fünfzig Jahren Trumpf war, und haufenweise in unseren Kunstmuseen hängt.

Dorian ist raffinierter. Er arrangiert eine Leinwand, mit Rahmen, auf einer Staffelei, und legt vor sie auf den Boden verschiedene Pinsel, Spachtel und Farben, ohne die rohe Leinwand mit einem einzigen Pinselstrich zu beglücken. Dann setzt seine Denkarbeit ein. Wie nenne ich dieses Werk? Wie viel darf es kosten?

Das Ergebnis kann wie folgt aussehen:

Opus 10 (70 auf 90 Zentimeter): Blumen im Meer. 2003. Dorian Sager.

So wird das Werk im Katalog erscheinen. Von Hand wird der Meister auch noch den Preis anfügen: 5'000 Franken.

Die Farben am Boden vor der Staffelei sind unverzichtbarer Bestandteil des Kunstwerkes, um das sich die Sammler reissen. In seiner Klugheit hat sich mein Künstlerfreund Dorian ja auch die Selbstbeschränkung auferlegt, pro Jahr nicht mehr als fünfzig Werke zu arrangieren – also im Durchschnitt eines pro Woche, Weihnachten ausgenommen.

Kürzlich schaffte Dorian den Einzug ins Kunstmuseum von Rheinstadt. Damit hat er bereits zu Lebzeiten den Olymp erklommen. Ich mag es ihm gönnen, obschon mir das als kleiner Schreiberling verwehrt bleiben wird. Das Museum will keine Bücher!

17 DIE LINKSFAHRER

Sind Sie schon einmal auf der Autobahn von Egerkingen nach Bern gefahren? Dann werde Sie bereits im voraus wissen, worüber ich schreiben will. Es geht um die furchtbare Spezies der chronischen *Linksfahrer*, der wir doch (fast) alle angehören.

Für solche Leserinnen und Leser, die noch immer nicht wissen, von was ich spreche, oder grundsätzlich nie Auto fahren, oder prinzipiell nur den Zug benützen, muss ich zur Erklärung etwas ausholen.

Die Autobahnen in der Schweiz, die seit Ende der Fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts gebaut worden sind, weisen im Normalfall zwei Spuren in jeder Richtung auf. Man könnte also ungestraft auch auf der rechten Spur, von der linken Spur aus gesehen, fahren, hat es doch eben eine rechte und eine linke Spur.

Doch niemand tut das. Warum? Dafür gibt es verschiedene Erklärungen. Die Einfachste ist, dass die rechte Spur meist von langsamen Lastwagen besetzt ist, das heisst gar nicht frei ist. Das ist eine einleuchtende Erklärung. Da muss ich ja als Automobilist auf der linken Spur an den lahmen Lastkraftwagen vorbeipirschen, sagen wir mit erlaubten 120 oder mehr Stundenkilometern.

Aber nehmen wir an, es sei Wochenende, und die rechte Spur sei leer. Kein Lastwagen, kein Caravan tummelt sich dort. Trotzdem fahren die meisten Automobilisten, auch die langsamen, links! Dort bildet sich dann eine langsame, lange, träge Schlange, von Egerkingen bis ins vierzig Kilometer entfernte Bern reichend.

Da ist kein Entkommen! Auch der eilige Automobilist, der bis zum Abend noch nach Marseille oder Mailand fahren will, bleibt in dieser Schlange der Linksfahrer eingeklemmt. Selbst mutige Vorstösse auf der freien rechten Spur bringen da nichts, da man dann einige Hundert Meter später nicht mehr nach links gelangen kann. Die Linksfahrer halten da zusammen wie Pech und Schwefel!

Also: Was erklärt das permanente, penetrante Linksfahren? Ich habe diese Frage dem Briefkastenonkel Dr. Fridolin Wunderlin gestellt. Seine Sendung in Radio Basel wurde längst eingestellt, da modern Internetmenschen dank Google keine Fragen mehr haben, nur Antworten. Trotzdem: Herr Dr. Wunderlin antwortet noch auf private Briefe, denen diskret eine Zehnernote beigelegt ist.

Seine Antwort: Das stete Linksfahren auf Schweizer Autobahnen, das zugenommen hat, ist nicht Ausdruck einer steigenden Linksorientierung der Bevölkerung. Nein, das Linksfahren ist reiner Darwinismus. Da der Leistungsdruck überall zunimmt, wollen alle und jeder im Leben auf der Überholspur sein, und sich ja nicht von anderen überholen lassen. Darum entspricht das Linksfahren einer kollektiven Angst, andere könnten unseren Platz an der Sonne einnehmen und uns leistungsmässig überbieten. Erst die Aussicht, dass in einigen Jahren die Mehrheit der Bevölkerung Rentner sein wird, verspricht Abhilfe. Das senkt den Leistungsdruck und füllt die rechte Spur. Mit etwas Geduld ist also Abhilfe für mein Problem in Sicht. Danke, Herr Dr. Wunderlin – Sie haben mir sehr geholfen!

18 DIE BANANEN-VERNISSAGE

In Bärenstadt befindet sich in einer Altstadtgasse eine kleine Kunstgalerie, deren Besitzer, Herr Hummer, das Flair hat, ausgezeichnete Künstler anzuziehen.

Das fällt Herrn Sebastian Hummer umso leichter, als er selbst wie eine Reinkarnation eines spanischen Hofmalers aus dem 17. Jahrhundert aussieht. Der Galerist ist ein sympathischer, hagerer Herr mit tiefen Augen, der mich jedes Mal, wenn ich ihn sehe, an ein Selbstportrait von Velasquez oder El Greco erinnert.

Jüngst war ich zu einer Vernissage eingeladen, die einem bekannten deutschen Künstler gewidmet war, der ausschliesslich Bananen malt.

Bisher hatte ich die nahe liegende Idee, Bananen seien nur zum Essen da. Es handelt sich ja um eine ausnehmend gesunde und bekömmliche Frucht, die erst noch den Vorteil hat, relativ günstig zu sein. Für mein Birchermüesli, das ich jeden Tag verzehren könnte, und mich lebhaft an meine Kindheit erinnert, die mit dem Älterwerden ein zweites Mal anbricht, ist die Banane ein unverzichtbarer Bestandteil.

Bei diesem jungen Künstler wimmelte es nur so von Bananen auf jedem Bild, sei es einzeln oder in Gruppen. Einige der Bananen wurden sogar für eine erotische oder religiöse Darstellung verwendet.

Der Kunstkritiker einer führenden Lokalzeitung war so freundlich, ein Laudatio auf den Künstler zu halten. Das anwesende Publikum, das in Scharen gekommen war, lauschte andächtig. Die Banane ist eine Frucht asiatischer Herkunft mit arabischem Namen, der sich aus „Krümmung“ ableitet. Jawohl, die Banane ist die exemplarisch krumme Frucht, so krumm, dass sich sogar die Europäische Gemeinschaft veranlasst sah, Normen für deren zulässige Biegung aufzustellen. Ferner, wie der Referent ausführte, hat die Banane seit jeher auch eine ausgeprägt phallische Form, was auch den Künstler des Abends zu Werken inspiriert hat.

Höflicher Applaus zeigte an, dass der Kunstkritiker geendet hatte. Er stiess mit dem Galerist und dem Künstler auf den Erfolg der Vernissage an. Dieser liess nicht auf sich warten – viele Werke wiesen schon einen grünen oder roten Punkt auf.

Der Künstler selbst sprach nun auch noch einige Worte. Er verriet, dass jede Galerie rund um den Globus, welche ihn mehrfach ausstelle – wie hier die Galerie Hummer in Bärenstadt – von ihm mit einer gesprayten Banane beschenkt werde, die neben dem Eingang der Galerie angebracht werde oder in deren Schaufenster. Das sei wie ein Michelinsterne – oder ein anderes Qualitätssiegel. Stolz zeigte der Künstler auf die Spraybanane, die auch die Galerie Hummel schon seit länger schmückt.

Der Abend klang aus mit noch mehr Small Talk, Häppchen, Wein und Saft. Alle waren zufrieden. Auch ich erstand ein kleines Bananenwerk. Galerist Hummel dankte es mir überschwänglich. Was hätten sich da seine spanischen Künstlerverfahren gedacht? Kannten sie die Bananen bereits?

Auch der Künstler schien zufrieden zu sein. Er versprach, nächstes Jahr mit einer neuen Ladung von Bananenbildern nach Bärenstadt zu kommen.

19 DER WEB-WATCHER

Da ich nun auch zu den Frührentnern zähle, die unendlich Zeit haben, habe ich ein neues Hobby entdeckt: *Web watching*.

Natürlich fühle ich mich, wenn ich darüber berichte, wie eine alte Tante, welche einem Teenager erzählen will, woher die Kinder kommen – nämlich vom Storch. Das gibt es sicher alles schon, ganz professionell – nur eben, ich weiss es nicht. Darum fühle ich mich auch als Entdecker.

Jedes Leben ist eine Entdeckungsfahrt. Wir lernen und entdecken jeden Tag etwas Neues, das wir noch nicht gekannt oder gewusst haben. Nur eben – vor uns haben andere das schon längst entdeckt. Nur für uns ist das

Meine eigene, naive Version des *Web-watchers* ist also ein Mensch, der Stunden am Computer verbringt, um in fremde Websites hinein zu gucken, die ihn eigentlich nichts angehen, aber doch für die Öffentlichkeit aufgeschaltet sind, aus welchem Grund auch immer. Es kann also gut auch sein, dass ein Verband oder eine Firma Intra- und Extranet munter durcheinander wirbelt. So kann ich beim Verband X die allgemeinen Lieferbedingungen der Branche einsehen. Gehen mich eigentlich nichts an. Die Website des Verbandes Y ist voller Hinweise, dass gewisse Seiten nur mit dem Passwort der Verbandsinsider abgefragt werden können. Wie ärgerlich, wenn es sich um Themen von allgemeinem Interesse handelt. So bin ich auch frustriert, dass ich gewisse Hotels in den Bergen nicht online buchen kann, da mir ein bestimmtes Passwort (wiederum des Verbands) fehlt. Firma Z ist der Corporate Governance sehr zugetan. Ich erfahre die Lebensläufe der Verwaltungsräte im Detail.

Das Ärgerlichste sind Websites, in denen wichtige neueste Entwicklungen nicht nachgeführt sind. Da kann man dort vielleicht lesen: „Im Dezember wird das Parlament über dieses Dossier befinden“. Nun sind wir aber schon im Januar – und finden nichts über die Entscheide, die im Dezember gefallen sind. Der Webmaster vermerkt sogar: Letzter Update, 22. November 200.. Schade!

Nun kommt meine Business-Idee:

“Liebe Frührentner aller Gattungen, vereinigt Euch!

Guckt bitte vom Morgen bis Abend, vom Montag bis Sonntag, öffentlich zugängliche Webpages Dritter an. Sobald Ihr einen Fehler entdeckt oder einen mangelnden Update, geht Ihr per Internet auf diese Firma oder jenen Verband los! Bestürmt sie mit Euren Verbesserungsvorschlägen! Nehmt Eure heilige Mission des Web-Watching ernst! Die Öffentlichkeit wird es Euch danken.“

Das ist meine Botschaft an all die Heerscharen von Frührentnern und Rentnern, welche nun unser schönes Land mehr und mehr bevölkern. Sie sollen sich noch nützlich machen, indem sie einzeln und gemeinsam das Web verbessern helfen. Sie sind keine Aufpasser oder Kontrolleure, sondern nur freiwillige Helfer.

Natürlich kam mir auch schon die Idee eines Verbandes der Web-Watcher, für den ich mich gerne als ehrenamtlicher Präsident zur Verfügung stelle.

Das würde so laufen: Ein Web-Watcher, der besonders fleissig ist, und möglichst nicht verheiratet ist (also Möglichkeit, das Web praktisch während 168 Stunden in der Woche unentwegt zu überwachen), meldet sich bei mir als erster Sekretär der *Schweizerischen Vereinigung der Web-Watcher (SVWW)*. Zusammen gründen wir den Verein, wobei wir noch einen Dritten, möglichst einen Juristen, brauchen. Ich bin Präsident, die anderen beiden im Vorstand machen die Arbeit.

Dann kreieren wir eine eigene Webpage, die wir von einem jungen Studenten machen lassen, der wahnsinnig genial ist, aber fast nichts kostet. Eine Kombination, die mancher Privatfirma auch gefallen würde. Aber eben, wir sind nur ein privatrechtlicher Verein ohne jede Gewinnabsicht. Der Vorstand arbeitet ehrenamtlich. Nur die Spesen werden vergütet.

Über unsere Verbands-Webpage können sich künftige Mitglieder anmelden. Sie müssen ein Anmeldeformular mit den üblichen Angaben ausfüllen. Per Internet erhalten sie umgehend eine Bestätigung, dass sie als Mitglied registriert sind. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 20 Fr. Die Anmeldegebühr (einmalig) beträgt auch 20 Fr.

Dann geht es schon los. Der Web-Watcher, der zugleich auch Mitglied des VSWW ist, geht nun auf alle öffentlich zugänglichen Websites los. Entdeckt er Fehler und Mängel, geht er auf die betreffende Firma oder den Verband direkt los – aber immer mit Kopie an unser VSWW-Sekretariat. So können wir im Sekretariat eine Statistik der Web-aktivsten Mitglieder erstellen.

Eine zweite Statistik gibt es mit denjenigen Mitgliedern mit den meisten *Hits*, die also am meisten Firmen oder Verbände dazu gebracht haben, ihre Website zu verbessern.

Einmal im Jahr gibt es eine Jahresversammlung des SVWW. Die drei Ersten der beiden Kategorien – die Fleissigsten und Erfolgreichsten unter unseren Mitgliedern – werden mit einer Auszeichnung bedacht. Der Anlass kann von einer Firma gesponsert werden, welche selbst im Internet-Business ist. Wir verbieten uns aber sonst jede Einmischung in unsere Verbandsangelegenheiten. Wir sind nicht kommerziell und lassen uns von niemandem kaufen!

“Web-Watcher aus der ganzen Schweiz! Vereint Euch!

Steigt aus Euren Computerhöhlen ans Tageslicht! Zeigt Euch! Macht bewusst, dass Eure Ameisentätigkeit in der Nacht, in der Ihr wieder neue Fehler und Mängel an einer öffentlichen Webpage entdeckt, öffentlicher Anerkennung wert ist. Ihr übt eine Funktion aus, die, gäbe es sie nicht schon, erfunden werden müsste!“

Ich möchte also nur den Verband der Web-Watcher erfinden, mehr nicht. Wer meldet sich bei mir für den Vorstand und den Start-up? Wie gesagt, rein ehrenamtlich. Wir Frührentner und Rentner brauchen ja kein Geld – nur noch eine nützliche Aufgabe.

20 „....UND MEITLI LAUFE GSCHWIND“

Es gibt Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit, die nie ganz verschwinden.

So kann ich noch heute einige Kinderreime und Kinderlieder, die ich vor fünfzig Jahren gelernt habe. Meist schlummern diese Liedchen und Reime in meinem Unterbewusstsein, das heisst, sie kommen im täglichen Leben nicht an die Oberfläche meines Bewusstseins und Gedächtnisses.

Dann aber braucht es nur einen kleinen Anlass, und schon sind sie wieder da. Auf Englisch würde man sagen, der Computersprache entlehnt: *They pop up from a distant memory*. Irgendwo sind sie in meiner Festplatte noch gespeichert, und werden mir wieder bewusst, kommt das richtige Ereignis.

So ein Erlebnis hatte ich kürzlich im Zug. Seit ich aus verschiedenen Gründen ärmer geworden bin, reise ich neu 2. Klasse. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, können sich nicht vorstellen, wie viel reicher die 2. Klasse im Zug ist an menschlichen Begegnungen aller Art. Die sterile, etwas unterkühlte Distanz der 1. Klasse, welche ich meinen letzten dreissig Businessjahren erlebt habe, ist wie weggeblasen.

Das Menschlich-Allzumenschliche ist in der 2. Klasse noch sehr vertreten. Das Volk reist 2. Klasse. Ich bin auch Teil des Volkes.

Kürzlich sass ich in der 2. Klasse im Zug von Olten nach Bern, noch auf der beschaulichen Panoramastrecke durchs Emmental, einer jungen Familie schräg gegenüber. Sie bestand aus Vater, Mutter und zwei äusserst lebhaften Buben von etwa vier und sechs Jahren. Die Kinder turnten auf dem jungen, sportlichen Papa herum. Dann kam die entzückende, lebhaftige Mama dran, die auch etwa um die Dreissig war. Sie wurde umarmt und geküsst. Sie gab die Umarmungen und Küsse zurück. Dann musste sie mit dem Kleinen *Gigampfi* machen.

Zuerst kam *Heile heile Sege, drü Mal Rege*, dran. Später sang die junge Mutter das bekannte Kinderlied:

*Es scheielet und beielet
Es got a chüele Wind...*

wobei der Refrain bei der jungen Frau neu lautete

*.. und Buebe legge d'Händsche a
und Meitli laufe gschwind!“*

Die Mama lachte. Die Kinder lachten. Der junge Mann lachte.

Was hatte die junge Mutter denn getan, die nun ihren Mann, der aufgestanden war, um das Picknick im Rucksack vom Gepäckgestell herunter zu holen, mit ihren Armen zärtlich um die Hüften umschlang?

Sie hatte den Refrain vertauscht, ganz einfach. Traditionell legen die Mädchen die Handschuhe an und die Buben laufen geschwind. In der modernen Welt ist alles

anders: Die selbstbewussten Mädchen eilen so schnell, dass sie keine Handschuhe mehr brauchen. Die Buben sind so verzärtelt, dass sie ohne Handschuhe erfrieren würden.

Natürlich machte die junge Frau nur einen Witz. Blickt man aber tiefer in die tektonischen Veränderungen, welche sich im Verhältnis des männlichen und weiblichen Geschlechts in den letzten fünfzig Jahren abgespielt haben, wird einem die gewaltige Veränderung bewusst. Die moderne Frau kann „männlich“ oder „weiblich“ sein, so viel sie nur will. Der moderne Mann neigt dazu, seine „weiblichen“ Eigenschaften stärker zu entwickeln, als es früher der Fall war.

Es gibt nun eine Mehrheit von weiblichen Studentinnen in manchen Fächern. Die jungen Frauen sind fröhlicher und zielstrebigere als ihre männlichen Counterparts, welche oft auch durch eine lange Pubertät und Adoleszenz belastet sind, und durch Defizite im Selbstbewusstsein.

Die Zukunft gehört den jungen Frauen und jungen Männern. Ich bin optimistisch. Die jungen Leute von heute gefallen mir.

Nur Eines: Die jungen Männer von heute müssen aufpassen, dass sie nicht ins Hintertreffen geraten. Die jungen Frauen sind auf der Überholspur!

21 RIRI UND GIGI

Riri war ein elfjähriger Knabe, der auf einer griechischen Insel in die Schule ging. Da die Insel im Winter nur von wenigen Einheimischen bewohnt wurde, war die Dorfschule auch entsprechend klein.

Noch besuchte Riri die Primarschule. Er war ein sehr aufgeweckter und lieber Bub. Seine Stärken waren die Sprachen, insbesondere das Englisch. Das war nicht weiter verwunderlich, war doch seine Mutter Engländerin und sein Vater Grieche. Riris grosse Schwäche war hingegen die Mathematik.

Sein bester Freund, der in die gleiche Klasse ging, hiess Jorgi. Dieser Junge, der ein Jahr älter war, war viel grösser als Riri. Trotzdem verstanden sich die Beiden bestens.

Die Dritte im Bunde war Irina. Das hübsche Mädchen war eher scheu. Sie besuchte auch die gleiche Schulklasse. Von ihren Kolleginnen und Kollegen mochte sie eigentlich nur die beiden Jungen, weshalb sie in der Schule und ausserhalb oft mit ihnen zusammen war.

Es kam oft vor, dass Riri, Jorgi und Irina zusammen am Strand waren. Sie bauten Sandburgen, schwammen, spielten Ball und taten Vieles mehr, bis es Zeit wurde, für das Abendbrot nach Hause zu gehen.

Mit der Zeit verliebte sich Jorgi immer mehr in Irina. Doch da er jedoch scheu war, wusste er nicht, ob seine Liebe von Irina erwidert würde. Das hatte auch damit zu tun, dass Irina ein sehr ernstes Mädchen war. Sie arbeitete viel in der Schule. Ihre Eltern waren zudem ausgesprochen ehrgeizig – sie wollten, dass ihre Tochter später einmal an die Universität in Athen gehen würde. Irina war vor allem in der Mathematik sehr stark.

Das war auch der Grund, weshalb sie Riri Nachhilfsstunden in diesem Fach vorschlug, da sie um seine Schwäche wusste bei allem, was mit Zahlen zu tun hat. Riri willigte gerne ein.

So kam es, dass Irina am nächsten Mittwoch das Mittagessen bei Riris Eltern einnahm. Nach der Tisch abgeräumt war, diente er den beiden Schülern in den nächsten zwei Stunden als Arbeitsort. Aller Anfang ist schwer – doch Irina fand, dass Riri eigentlich nur das Opfer des Lehrers war, der darauf verzichtet hatte, die einfachsten Dinge in der Mathematikstunde richtig zu erklären. Sobald Riri diese Grundbegriffe beherrschte, ging es auf einmal mit seinem Verständnis schwieriger Zusammenhänge vorwärts.

Auf ihrem Heimweg von Riri traf Irina auf Jorgi, der mit seinem Fahrrad unterwegs war. Sie wechselten einige Worte. Dann setzte Irina ihren Heimweg fort.

Jorgi war seinerseits auf dem Weg zu Riri. Seine Absicht war, seinen Freund zum Velofahren zu überreden. Riri war damit einverstanden.

Als sie bereits mit ihren Velos unterwegs waren, kam es Jorgi in den Sinn, Riri über

sein Zusammentreffen mit Irina zu unterrichten. Er gestand seinem Freund auch, er sei in Irina verliebt, ohne dass er ihr das sagen könne. Dafür sei er jedes Mal zu aufgereggt, wenn er sie allein treffe. So sei es auch soeben gewesen, als er sie auf der Strasse getroffen habe.

Riri entgegnete, dass es ihm überhaupt nichts ausmache, Irina zu treffen. So habe sie den Nachmittag bei ihm zuhause verbracht, um ihm Mathematikstunden zu geben. Irina sei für ihn einfach eine gute Kollegin, nicht mehr.

Jorgi fragte nun seinen Freund, ob er nächsten Mittwochnachmittag auch bei den Mathematikstunden dabei sein dürfe. Riri hob seine Schultern. Das sei ihm egal. Jorgi müsse aber Irina noch um ihre Einwilligung bitten. Dieser versprach, dies vor dem nächsten Hilfsstundentermin zu tun.

Am nächsten Mittwoch sind alle drei bei Riris Eltern zuhause. Irina unterrichtet beide Kollegen. Da sie demnächst Geburtstag hat, benützt Irina die Gelegenheit, beide zu ihrem Fest im Garten ihrer Eltern einzuladen.

Als der grosse Tag kommt, ist Riri rechtzeitig für die Gartenparty zur Stelle. Er hat Irina sogar ein kleines Geschenk mitgebracht.

Jorgi verspätet sich. Als er endlich eintrifft, findet er Irina mit Riri auf der Schaukel. Die beiden sitzen nebeneinander und scheinen sich wunderbar zu amüsieren. Ein Stich geht durch Jorgis Herz. War Das Geburtstagskind möglicherweise in Riri verliebt? Es kam ja wohl nicht von ungefähr, dass ihre Hand auf der von Riri ruhte.

Der Spätankömmling hat Irina einen Kuchen in Herzform mitgebracht, auf dem in der Mitte 12 rote Kerzen stehen. Sie nimmt das Geschenk gerührt entgegen.

Als das Fest dem Ende zugeht, ist Jorgi einer der letzten Gäste. Es gelingt ihm, Irina allein zu sehen, als er ihr in der Küche hilft, das schmutzige Geschirr in die Abwaschmaschine einzuordnen. Irina geht selbst in die Offensive. „Jorgi, was hatte der Kuchen mit den 12 Kerzen zu bedeuten?“ Jorgi nimmt seinen ganzen Mut zusammen. „Ich glaube, es sagt genug, wenn ich Dir einen Kuchen in Herzform schenke. Mein Herz gehört Dir.“ Irina errötet. Sie war auf eine solche Erklärung nicht gefasst. Doch gefiel sie ihr. Eine Antwort konnte sie darauf nicht geben. Sie murmelte nur, dass sie sich das Ganze durch den Kopf gehen lassen werde, und ihm für seine Worte danke. Jorgi war damit zufrieden. Etwas Hoffnung blieb ihm ja, dass sich seine Kollegin doch noch für ihn entscheiden war. Sie hatte ihm immerhin klar gemacht, dass zwischen ihr und Riri nichts sei. „Das ist ein guter Kollege von mir. Mehr nicht.“ So hatte sich ja schon Riri geäussert. Das war für Jorgi ungemein beruhigend.

Der Sommer kam mit den langen Schulferien. Da Irina die Aufnahmeprüfung in eine teure Privatschule geschafft hatte, die teils in Englisch, teils in Griechisch, geführt wurde, und den Rang eines Gymnasiums hatte, ging ihre gemeinsame Schulzeit mit Riri und Jorgi zu Ende. Jorgi leidete am Meisten unter der bevorstehenden Trennung. In den Ferien blieb aber noch alles beim Alten. Riri, Jorgi und Irina waren häufig zusammen am Strand.

Eines Tages gingen die beiden Freunde mit einem kleinen Boot hinaus ins Meer, um einige Fische zu fangen. Irina blieb allein am Ufer. Als sie zum kleinen Verkaufsstand kam, um sich ein Eis zu kaufen, sah sie einen Jungen, der Riri sehr glich. Es fuhr ihr durch den Kopf. „Ist mein Kollege doch nicht zum Fischen gefahren? Das ist ja wie verhext, ihn hier zu sehen, nachdem ich zugeschaut habe, wie er mit Jorgi das kleine Fischerboot ins Meer geschoben hat, und sich in die Ruder gelegt hat!“

Ireina kam mit dem Jungen ins Gespräch. Er hiess Gigi. Seine Eltern hatten ihn von London mitgebracht. Er würde den nächsten Monat an diesem Strand verbringen. Die Eltern hatten für den Monat August ein Haus gemietet, das gerade am Meer lag. Irina war erfreut, einen neuen Freund zu gewinnen. Auch Gigi schien sichtlich von Irina beeindruckt zu sein. Er wollte sie abends auf dem Hauptplatz des Dorfes treffen. Dort würde sie von ihm ein grosses Eis bekommen, versprach er.

Als Riri und Jorgi gesund und zufrieden von ihrer Fischerexpedition zurückkehrten, musste ihnen Irina vom neuen Jungen erzählen. „Stell Dir vor, Riri, ich habe einen Doppelgänger von Dir getroffen! Er könnte Dein Bruder sein.“ Riri beteuerte, keinen Bruder zu haben. Er hatte nur eine ältere Schwester, mit der er nicht so gut auskam, da sie ihn immer herumbefehlen wollte.

Irina gab sich fürs Erste mit dieser Erklärung zufrieden. Von Gigi, den sie fortan sehr häufig traf, erfuhr sie schliesslich, dass er nicht der wahre Sohn seiner Eltern sei. Diese hätten ihn vor ungefähr zehn Jahren adoptiert. Damals seien seine Eltern eben auf dieser Insel in den Ferien gewesen. Da er nun 12 Jahre alt geworden sei, hätten seine Eltern beschlossen, ihn über seine wahre Herkunft aufzuklären. Da Gigi seine Eltern sehr mochte, störte ihn diese neue Entwicklung wenig. Auch wollte er gar nicht wissen, aus welcher Familie er ursprünglich auf der Insel stammte.

Von nun an war Irina felsenfest überzeugt, dass Gigi der Bruder Riris war. Es war ihr bekannt, dass die Eltern von Riri einst schwere Zeiten durchgemacht hatten. Da war es gut möglich gewesen, dass sie ihr jüngstes Kind einer englischen Familie zur Adoption überliessen. Riri fühlte sich zu Gigi ebenfalls hingezogen. Was ihn unterschied, war sein Verhältnis zu Irina. Gigi war in Irina verliebt – und es schien, auch Irina habe es nun endlich erwischt. Sie konnte Stunden damit verbringen, ein kleines Briefchen für Gigi zu verfassen, das sie mit Zeichnungen schmückte und ihm schliesslich am Abend heimlich übergab, trafen sie sich im Dorf, dies nicht ohne zu Erröten. Dabei war der Inhalt ihrer Mitteilungen nur von harmloser Natur.

Auch Jorgi fühlte, dass sich etwas geändert hatte, seit Gigi aufgetaucht war. Er fand sich mit der neuen Situation erstaunlich gut ab. Er hatte ja von Irina nie eine Antwort auf seine Liebeserklärung beim Geburtstagsfest erhalten.

So ging der Sommer vorbei. Für Gigi kam der Zeitpunkt der Abreise. Würde er wohl Irina im nächsten Jahr wiedersehen? Auch freute er sich schon darauf, bald wieder einmal mit Riri zusammen zu treffen. In seiner Nähe fühlte er sich auch besonders wohl, ohne dass er sich das erklären konnte. Irina, welcher der Abschied von Gigi sehr schwer fiel, hatte als Einzige die wahre Verbindung zwischen Riri und Gigi erkannt, welche für Riri immer noch ein Geheimnis war, solange ihm sein Eltern nichts davon erzählten.

22 MONETS GARTEN

Vor einigen Jahren liess ich mich dazu überreden, für siebzig Franken Mitglied der Zürcher Kunstgesellschaft zu werden. Diese Mitgliedschaft berechtigt mich, das ganze Jahr ins Museum zu gehen. Leider ist dieses seit Jahren im Umbau. Das dürfte wohl der Grund sein, dass ich von dieser grosszügigen Offerte nur selten Gebrauch mache.

Im letzten Herbst war es aber wieder einmal soweit: Ich reiste nach Zürich, um an der Vernissage der neuen Ausstellung teilzunehmen. Als Mitglied der Kunstgesellschaft werde ich regelmässig zu solchen Anlässen eingeladen. Ist das nicht schön? Alles für siebzig Franken im Jahr!

Ich hatte mich aber in der Idee getäuscht, ich würde an diesem Abend punkt sechs Uhr der Einzige sein, der sich in diese heiligen Hallen drängen würde. Weit gefehlt! Wir waren über Tausend! Das führte dazu, dass der Präsident der Kunstgesellschaft, ein Zürcher Professor, der auch einer grossen Bank vorsteht, kaum sein Wort erheben konnte, als er im grossen Vortragsaal des Museums das Vernissagepublikum begrüssen wollte. Schliesslich klappte es. Es kam Ruhe in den Saal, der einer Konservenbüchse glich, also *jam-packed* war. Die Rede des Professors war kurz und gut. Er lobte alle Beteiligten, welche diese epochale Ausstellung möglich gemacht hatten.

Der Höhepunkt der formellen Eröffnung der Ausstellung war die schwungvolle Rede des jugendlichen Direktors des Museums. Der geistreiche Kunsthistoriker geizte nicht mit Bonmots und Anekdoten. Er erzählte die berühmte Geschichte des Besuchs von Dieter Bührle in Giverny, der Oase Laude Monets, wo die japanische Brücke unter dem Gewicht des damaligen Zürcher Museumsdirektors zusammen gebrochen war. Das bewegte den Industriellen, ein zweites Bild des Meisters zu kaufen, das nun auch in Zürich bewundert werden kann.

Später ergossen sich die Massen der Vernissagegäste in die Ausstellungsräume im ersten Stock. Ein erster Rundgang machte jedem Besucher klar, dass er das Privileg hatte, eine wunderbare Ausstellung zu sehen. Die grossartigen Bilder der verschiedenen Gärten, welche Monet selbst angelegt und später gemalt hatte, beeindruckten immer wieder aufs Neue, vor allem deshalb, weil nun verschiedene Versionen des gleichen Sujets aus aller Welt hergeholt worden waren und friedlich vereint nebeneinander hingen.

Ich fragte einen Museumswächter: „Haben Sie nicht Angst, dass diese Milliarde, die hier versammelt ist, Diebe anlockt?“ Er musterte mich zuerst (ich trug einen Anzug und eine schöne französische Kravatte), dann sagte er: „Angst haben wir keine. Das Ausstellungsgut ist erstens versichert. Zweitens haben wir ein Alarmsystem, das sehr ausgeklügelt ist. Wir sind hier nicht in Oslo!“ „Aha“, antwortete ich, „dann bin ich ja ganz beruhigt“. Auch dachte ich daran, dass ich selbst einmal über den *Wert und die Würde der Kunstwerke* geschrieben hatte. Die *Würde* des einmaligen Kunstwerkes muss doch auch zu seinem Schutz beitragen!

Der Museumsdirektor rauschte mit einem hohen Gast vorbei. Er strahlte. Zu Recht, sagte ich mir. Eine gute Leistung gehört auch entsprechend gewürdigt.

(leere Seite)

OPUS 7

DER EISREGEN

UND

ANDERE KURZGESCHICHTEN

(Geschichten 7)

PAUL EDUARD

[as-print]

Copyright by Paul Eduard 2007

C. in liebem Andenken gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	130
1 DER EISREGEN	131
2 DIE SELBSTBEWUSSTE KATZE	132
3 DER TULPENSTRAUSS	133
4 „GSEH’SCHEN?“ – DER REGENBOGEN	134
5 ES GESCHAH AM ELFTEN (Tarnuzzers 11. Fall)	135
6 DER ZUFALL FÜHRT REGIE (Tarnuzzers 12. Fall)	137
7 FREITAG, DER DREIZEHNTE (Tarnuzzers 13. Fall)	139
8 IN DER RÖHRE	141
9 NET-LIT	142
10 TELEFONIEREN ZUM NULLTARIF	143
11 GIGI IM ZUG	145
12 DIE MONOPOLISTEN	147
13 DER VORTRITT	149
14 DIE VORSTELLUNG	151
15 DER DOLCH IM HERZEN	152
16 DAS WALDBAD	157
17 SKIFAHREN MIT HANDICAP	159
18 DIE DICHTERKLAUSE	161
19 COMPUTER-DENKEN	163
20 DIE RICHTIGE RICHTUNG	165
21 DER REIZ	166
22 AUF DEM FRIEDHOF	167
Bestellhinweis	169

VORWORT

Diese Geschichtensammlung ist C. gewidmet, einer wunderbaren jungen Frau, die ihr Leben viel zu früh verlor.

Unser liebes und ehrendes Andenken ist ihr gewiss.

Bern, im Herbst 2007

Paul Eduard

1 DER EISREGEN

An einem kalten Dezembermorgen drängte mich meine Freundin zu einem Spaziergang. „Komm! Wir wollen den Tag mit etwas Gesundem beginnen“. Widerwillig stimmte ich dem Vorschlag zu.

Wie schleppten uns den Berg hinauf. Ein eisiger Wind pff. Weiter oben war der Wald ganz weiss. „Hat es dort geschneit über Nacht? War meine unwillkürliche Frage an meine Freundin. Sie antwortete: „Ich glaube nicht. Das muss doch eher der Reif sein, der auf den Bäumen liegt“.

Wie fast immer hatte sie Recht. Unmittelbar, auf einer gewissen Höhe, ging das winterliche Braun der Bäume in ein prächtiges Weiss über, das in der Sonne hell glitzerte.

„Das ist ja wie verzaubert!“ entfuhr es meiner Freundin. „So etwas habe ich noch nie gesehen“.

Ich nickte zustimmend. „in der Tat, auch für mich grenzt das an ein Wunder. Diese weissen Tannen und Buchen – mit weissem Eis überzogen, wie ein Zuckerguss auf einer Torte!“

„Sei einen Moment ruhig“ bat mich im nächsten Moment meine Freundin. „Ich höre etwas.“ Wir hielten beide in unserem Anstieg an.

Ja! Da war doch etwas hören, oder nicht? Von den weissen Bäumen rieselte unaufhörlich etwas herunter. Es musste der geschmolzene Reif sein, der sich in kleinen Eisklumpen von den Zweigen und Ästen löste, der Schwerkraft und dem Lockruf der wärmenden Sonne folgend.

Es sag aus wie ein leichter, regelmässiger Schneefall, nur mit dem Unterschied, dass dieser Eisregen eine ihm eigene Melodie sang. Er rieselte, rieselte und rieselte in einem fort. Ich blieb stehen. Dieses Schauspiel der Natur, das ich zum ersten Mal erlebte, zog mich ganz in seinen Bann. Meine Freundin zupfte mich am. „Komm, wir wollen noch etwas höher, bis wir in den Wald kommen.“

Ich riss mich vom Hören und Sehen des Eisregens los. Wir kamen an der uralten Linde vorbei. Wenig später führte uns unser Weg in den weissen Wald hinein. Der Eisregen rieselte nun direkt auf uns herunter. Ich zog eine Zipfelkappe an, um mich gegen die Eiskristalle zu schützen. Bald waren meine Freundin und ich in einen weissen Überzug gehüllt. Ich schüttelte mich. Der Eisfrost fiel von meiner Winterjacke.

„Komm!“ rief nun meine Freundin. „Ich will zurück! Dieser Eisregen ist mir zu dicht.“ Ich blieb noch einen Moment ganz verzückt im Wald stehen. Rings um mich herum rieselte der Schnee von den schwerbeladenen Bäumen. Wenn ich die Augen schloss, hörte ich das starke Rauschen des fallenden Frostes noch viel deutlicher.

„Ein Wunder der Natur“, dachte ich zu mir. Dann folgte ich der Freundin auf dem Weg zurück ins freie Gelände und den Berg hinunter zurück zum Dorf.

2 DIE SELBSTBEWUSSTE KATZE

Heute um die Mittagszeit war es soweit. Meine Freundin musste in der nahen Rhein-stadt den Zug ins Ausland nehmen. Ich fuhr sie zum Bahnhof.

Im neuen Parking war es ein Leichtes, einen Parkplatz zu finden. Auch der Kauf des Tickets ging im Nu vonstatten.

Als wir zum Tor kamen, durch das es zum Zug ging, fanden wir auf einem Anschlag-brett den Hinweis, der Zug meiner Freundin habe um die dreissig Minuten Verspä-tung. Im Bahnhofbuffet vertrieben wir uns die Wartezeit mit einem Kaffee.

Wir halfen einer jungen Italienerin, eine Bündner Gerstensuppe zu bestellen. Das ging halb auf französisch und halb auf englisch. Als die dampfend heisse Suppe kam, rief die Italienerin aus: „Ah, das kenne ich! Das ist die Suppe, mit der die römi-schen Soldaten marschiert sind. Die macht stark!“

Wir nickten zustimmend. Mir kam der Hinweis auf die Soldaten Roms doch etwas seltsam vor. Aber doch – die Hafersuppe muss es gewesen sein, welche die gewal-tige Expansion des römischen Reiches erst ermöglicht hatte.

Ich verabschiedete mich von meiner Freundin, deren Zug nun demnächst abfahren würde, wenn auch mit grosser Verspätung.

Zurück in meinem Auto und auf der Strasse, entschloss ich mich, einen kleinen Umweg durchs Grüne zu machen. Hinter einem Mercedes-Kleintransporter fuhr ich in ein kleines Dorf hinein, das trotz intensiver Bautätigkeit einen weitgehend intakten bäuerlichen Kern behalten hat. Der Mercedes vor mir hielt an. Ich tat desgleichen.

Was sah ich denn da? Eine rote Katze schritt vor dem Mercedes- Kleinlaster über die Strasse. Aber wie! Die Katze stolzierte ganz gemütlich von der einen auf die andere Strassenseite, als wäre kein Auto, das ihretwegen erst noch hatte anhalten müssen, in unmittelbarer Nähe.

Die vierbeinige Dame (oder war es ein Herr?) liess sich alle Zeit, um ihre Traversie-rung der Strasse zu beenden. Sie guckte weder nach links. Noch nach rechts. Der Fahrer vor mir wartete immer noch geduldig.

Als die Katze sicher auf der anderen Seite angekommen war, drehte sie sich nach links und sass nieder. Nun sah sie in einer Ruhe zu, wie die Autos an ihr vorbeifuhren, welche ihretwegen angehalten hatten.

Ich glaube, das war eine sehr selbstbewusste Katze. Sie hat sich durch die Autos nicht in ihrem sonntäglichen Ausflug auf die andere Strassenseite stören lassen. ‚Sollen die doch anhalten und warten!‘ muss sie sich gedacht haben. Oder: ‚Ich lasse mich doch nicht wegen einigen Autos aus der Ruhe bringen!‘

Ich wünsche dieser Katze noch ein langes Leben, die es fertig bringt, Autos in ihrem Rhythmus fahren und anhalten zu lassen.

3 DER TULPENSTRAUSS

Am Dreikönigstag buk meine Freundin ihren eigenen Kuchen. Anstelle eines Kunststoffkönigs diente eine Mandel zu Feststellung des Siegers, als der frisch duftende Kuchen, in kleine Stücke geschnitten, von uns verspiesen wurde. Meine Freundin fand die Mandel in ihrem Kuchenstück und erklärte sich zur Königin. Nur die Krone fehlte, welche im Bäckerladen mitgeliefert wird.

Am gleichen Morgen hatte meine Freundin auch die gute Idee gehabt, im Migros einen grossen Strauss roter Tulpen zu kaufen. Sie stellte sie in eine Vase mit gemalten Blümchen, die ich schon als Kind von meiner Mutter her gekannt und gemocht hatte.

Die sechzehn rotweissen Tulpen gingen nach und nach völlig auf. Sie erblühten zu einer wahren Pracht, welche das Auge jeden Besuchers meiner Stube erfreute.

Die Tulpen standen mitten auf dem weissen Tischtuch. Neben ihm brannte auch immer eine Kerze im Andenken an meinen verstorbenen Sohn.

Ich konnte stundenlang am Tisch sitzen bleiben, und mich damit verweilen, die Tulpen zu bewundern, die auch noch vier Tage nach dem Dreikönigsfest weiterblühten, als könne ihnen die Zeit nichts anhaben.

Natürlich halb das frische Wasser, das ihnen meine Freundin jeden Tag gab, dass die Tulpen nichts von ihrer Frische und Schönheit einbüssten.

Aber trotzdem! Woher finden diese Blumen die Kraft, unentwegt zu strahlen, als würde die Sonne immerdar scheinen? Ob Tag oder Nacht, meine Tulpen verkünden den Sieg des Lichts und der Farbe über allen Schatten. Sie leben unentwegt weiter, was auch immer um sie herum passiert.

Vielleicht macht sich jetzt gerade ein Einbrecher an meinem Haus zu schaffen. Er hat schon ein Fenster aufgebrochen. Nun schleicht er die Treppe hinauf. Ohne einen Laut zu machen, wird er die Türe zur Stube aufmachen und mich dann von hinten überraschen.

Währenddem ich vor Schreck meine Tasse fallen lasse, welche ich gerade in die Küche tragen wollte, werden die Tulpen voll weiter blühen. Mein Schicksal berührt sie nicht.

Ihre Botschaft wird immer die Gleiche bleiben. Sie verkünden den Sieg des Lebens über den Tod. Das Leben ist stärker als das Leid.

Ob meine Tulpen wohl ewig blühen werden? Ich bezweifle es. Sie machen aber keinen Anschein, dass sie mit ihrer strahlenden Blüte aufhören möchten. Von mir aus dürfen sie immer weiter blühen. Ihre Schönheit und Vollkommenheit zeugen von der Einzigartigkeit der Natur und des Lebens. Selbst dann, wenn der Einbrecher nur eine Einbildung von mir war.

4 „GSEH’SCHEN?“ (DER REGENBOGEN)

Ich sass im Zug nach Olten, der heimlichen Hauptstadt der Schweiz. Dort kreuzen sich ja die Züge aus allen vier Himmelsrichtungen.

Im Abteil neben hatten es sich drei ältere Damen bequem gemacht. Die eine Dame, die in Fahrtrichtung am Fenster sass, gestikulierte wie wild mit ihren Händen. Mit dem rechten Zeigefinger deutete sie auf Etwas, das sich am Himmel über dem Waldrand auf der linken Zugsseite befinden musste.

“Gseh’schen? Den Regenbogen? Ganz gross über dem Berg! In allen Farben!”

Die noch ältere Dame, die sich neben der Sprechenden auf der Sitzbank befand, strengte ihre Augen an. Dort, wo ihre Freundin einen Regenbogen erblickte, gab es für sie nur den blauen Himmel nach dem soeben erfolgten Regenguss zu sehen.

„Ich sehe nichts“ seufzte die Alte.

“Aber das gibt es doch nicht!” rief ihre Nachbarin zur Linken aus. „Gib Dir doch etwas Mühe! Siehe da! Nun ist der Regenbogen noch grösser als zuvor! Du kannst alle Farben unterscheiden. Ein wahre Pracht!”

“Aber ich sehe immer noch nichts“, beteuerte die Alte. „Ich kann ja nicht nur Ja sagen, um Dir eine Freude zu machen“.

Nun gab sich die dritte Dame, welche der Ersten am Fenster gegenüber sass, alle Mühe, den Regenbogen zu ihrer Rechten draussen in der Natur zu entdecken.

“Lilli, ich glaube, ich sehe Deinen Regenbogen!” rief sie aus. „Er sieht nun aus, wie wenn er doppelt wäre. Ist das möglich?“

„Bravo!“ schrie die erste Dame. „Wenigstens Du siehst etwas. Das Gleiche, was ich schon lange sehe. Ja, er ist nun doppelt, der Regenbogen. Das soll vorkommen“.

Im nächsten Moment fuhr der Zug in den Tunnel ein. Die Damen bemühten sich nun, das Fenster ganz zu schliessen. Sie wollten im Tunnel nicht von den dunklen Lauten der Unterwelt verfolgt werden. Vielleicht waren das die unterdrückten Schreie ihrer Ehemänner, welche schon längst unter dem Boden waren.

Der Regenbogen war nun auf ein Mal kein Thema mehr. Eine der Freundinnen nahm ihr Strickzeug hervor. Die Andere vertiefte sich in ein Heftli. Sie wollte dort noch ein Kreuzworträtsel lösen. Sie fragte die anderen beiden Damen. „Wie sagt man dem Naturschauspiel, das sich im Spiel von Sonne und Regen am Himmel darbietet?“ Keine der Beiden wusste es.

Sie kitzelte für sich in das Heftli: REGENBOGEN.

„Sollen die anderen Beiden, die Regenbogen kaum gesehen hatten, für sich allein dumm und unwissend bleiben“, sagte zu sich die Erste der drei Freundinnen.

5 ES GESCHAH AM ELFTEN Kommissar Tarnuzzers elfter Fall

Seitdem Röteli in Pension gegangen war, schlug sich Tarnuzzer allein mit dem Polizisten Jenner mit den Verbrechen im Bezirk Thuns herum. Der frühere Chef war beim allgemeinen Stellenabbau nominell nicht ersetzt worden.

Kommissar Tarnuzzer war nun Bezirkspolizeichef und Kommissar in einem.

Das änderte nichts daran, dass sich im Bezirk Thuns weiterhin wenig ereignete, was einer Chronik würdig gewesen wäre. Ausser Parksünden, Ladendiebstählen und Streitigkeiten unter Ehepaaren war kaum etwas zu vermelden.

Das änderte sich erst an einem Elften des Monats – genau genommen, am 11. März 199. . An diesem Tag gab es im Bezirk vier Todesfälle zu verzeichnen.

Ein Skifahrer war am Heinzenberg von der Piste abgekommen und in ein Tobel gestürzt. Er war auf der Stelle tot.

Ein Autofahrer hatte auf der eisbedeckten Strasse von Trans hinunter ins Tal eine Kurve verfehlt. Sein Wagen überschlug sich mehrere Male, bis er an einer Lärche zum Stehen kam. Der Lenker wurde mit schweren Verletzungen ins Kantonsspital geflogen, wo er wenig später verschied.

Ein neunzigjähriger Mann war in seinem Bett in Sarn gestorben. Es machte alles den Anschein, dass er eines natürlichen Todes gestorben war.

Ein junger Mann, der einer jungen Frau aus dem Nachbardorf den Hof gemacht hatte, wurde am Vormittag tot im Brunnen des Dorfes gefunden. Er war wohl von einem Nebenbuhler ertränkt worden.

Tarnuzzer sass am Nachmittag des Elften an seinem Schreibtisch im Bezirkspolizeigebäude. Er wusste nicht so recht, bei welchem der vier Todesfälle er zuerst aktiv werden sollte. Er beschloss, die Fälle eins bis drei, die keine Fremdeinwirkung vermuten liessen, Jenner zu übertragen. Er würde sie aufgrund der Aussagen der Angehörigen und Augenzeugen, soweit es sie gab, gewissenhaft protokollieren. Mehr war da auch nicht zu machen.

Der letzte Fall war von anderer Natur – dessen war sich Tarnuzzer sofort sicher. Es kam nicht oft vor, dass ein junger Verehrer, der seiner Schönen nahe sein wollte, so ohne weiteres starb. Man lebte ja nicht mehr in früheren Zeiten, in den die Mädchen des Dorfes von den Burschen eines Dorfes wie ein Schatz gehütet wurden! Damals war es noch üblich gewesen, einen fremden Burschen, der einem Mädchen des Dorfes *fensterlete* – das heisst unter ihrem Fenster ein Ständchen darbot – eine Lektion zu erteilen. Die konnte darin bestehen, dass ihn die männliche Dorfjugend bis auf die Unterhosen auszog und in den eiskalten Dorfbrunnen warf, selbst im Winter, wo der Unglückliche sich leicht eine Lungenentzündung holen konnte. Es war dann seine Sache, irgendwie wieder aus dem Brunnen und zu seinen Kleidern zu kommen, ehe er die Flucht ergriff.

In diesem Fall lagen die Dinge aber anders. Der Unglückliche lag immer noch im Dorfbrunnen, nackt, und tot. Niemand hatte es gewagt, ihn anzurühren. Seit dem Vormittag, als man die Leiche entdeckt hatte, lag eine Blache über dem Dorfbrunnen. Der ehrenamtliche Gemeindepolizist, ein alter Mann, hielt Wache beim Toten.

Tarnuzzer seufzte. Er würde kein *Schleck* sein, sich in der fremdenfeindlichen Atmosphäre des Dorfes zurechtzufinden. Niemand würde bereit sein, ihm eine Auskunft zu geben, wie der junge Mann, der aus Thuns stammte, in den Dorfbrunnen gelangt war. Auch würde es schwer sein, den Namen der Dorfschönen zu erfahren, welcher der Fremde aus dem Bezirksstädtchen den Hof gemacht hatte. Das würde so sein wie in Süditalien mit der Omertà. Schweigen überall.

Schliesslich fasste Tarnuzzer den Entschluss, nach Unterschuggen zu fahren. Seitdem er in Obertschuggen einen Winter lang Kurdirektor gewesen war, war ihm immerhin diese Gegend des Heinzenberges gut vertraut. Er kannte in Unterschuggen kaum noch jemanden. Aber er hoffte doch, auf eine oder zwei Personen zu stossen, welche ihm Auskunft geben konnten. Er würde es erst mit dem Lehrer versuchen, und dann mit dem Gemeindepräsidenten.

Dieser Plan entbehrte jeglicher Originalität. Aber er erlaubte ihm immerhin, in seiner Untersuchung des mysteriösen Todesfalls einen Anfang zu machen.

Kommissar Tarnuzzer bestieg seinen Landrover und fuhr los. Ein blauer Himmel wölbte sich über dem verschneiten Tal. Nichts deutete darauf hin, dass die letzte Nacht wohl Zeuge eines Mordes gewesen war, der sich auf dem sonst so stillen Dorfplatz von Unterschuggen zugetragen haben dürfte.

Tarnuzzer umklammerte das Steuer mit grimmiger Miene. Er wollte dem Verbrechen auf die Spur kommen, war es eines, wie er vermutete.

Es war doch nicht rechtens, einen jungen Mann mit dem Tod zu bestrafen, nur, weil der ein Auswärtiger war. Sicher nicht mehr in unserer modernen Zeit! Mit diesen Gedanken beschäftigt fuhr Tarnuzzer die enge Strasse nach Unterschuggen hinauf, wo ihn der Dorfpolizist mit seinem Bericht erwarten würde, und wo der tote junge Mann unter der Blache immer noch im kalten Wasser des Dorfbrunnens lag.

6 DER ZUFALL FÜHRT REGIE

Kommissar Tarnuzzers zwölfter Fall

Luzia, Kommissar Tarnuzzers Frau, beklagte sich in letzter Zeit des öfteren, dass sie ihren Mann kaum noch sehe. „Du bist Tag und Nacht im Büro. Bist Du mit ihm oder mir verheiratet?“

„Natürlich mit Dir, mein Schatz“, sagte Tarnuzzer, der schon wieder lange seit dem Nachessen in die Neue Zürcher Zeitung vertieft war, obschon ihn sein Sohn Lukas, der nun auch schon fünf Jahre alt war, zum Spielen rief.

„Morgen Sonntag machen wir einen Ausflug – alle zusammen. Auch der Stubenhocker Reto kommt mit!“ Luzia hatte sich mit verschränkten Armen vor ihrem Mann aufgepflanzt. Aus ihrer Miene sprach Entschlossenheit.

Tarnuzzer begriff, dass es aussichtslos war, Ausflüchte zu finden. „Ja“, brummte er, kaum von seinem Leibblatt aufblickend, „ich komme mit. Wohin willst Du denn gehen?“

„An den Waldsee bei Flims, wo man bräteln kann. Wir nehmen Cervelats, Bratwürste und Plätzli mit. Das wird ein richtiges Fest werden.“

„Ja“ sagte der Kommissar a. D. nochmals, die Seite umblättern, „Dein Wunsch ist mir Befehl“.

„Das will ich wohl hoffen“, konterte Luzia immer noch streitlustig. „Oder ich nehme mir einen Freund. Dann habe ich wieder mehr Spass am Leben“.

„Das hast Du sicher in einer Deiner Frauenzeitschriften gelesen“, meinte Tarnuzzer, der zugleich in einen Artikel über das Paarungsverhalten der Singvögel vertieft war.

„Nein!“ fauchte Luzia. „Das stand nicht in der Annabelle und nicht in der Elle. Das hat mir meine beste Freundin, die Rica, zum Tipp gegeben!“

„Ach die!“ Der Kommissar erinnerte sich an diese alte Schulfreundin seiner Frau, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Sie wohnte ja immerhin im 20 Kilometer entfernten Curia. Das war ja schon immer ein männertolles Weib gewesen! Selbst an hatte sie sich heranmachen wollen, als er noch jung gewesen war.

Nun musste sich Tarnuzzer noch anhören, dass Rica eine moderne Frau sei, die selbstbewusst ihren Weg ginge – auch mit Verlusten, wenn es sein musste. Ihr Mann Reto kannte diese Geschichte schon auswendig. So liess er Luzia weiterreden, ohne vom Lesen abzulassen. Als keine Erwiderung mehr von ihm kam, liess ihn Luzia in Ruhe. Sie seufzte. Wie viel schöner war es mit Reto noch vor sieben Jahren gewesen, zum Beginn ihrer Ehe! Nun wurde er nach und nach zum Allerweltsehemann, weder besser noch schlechter als die ihrer Turnkolleginnen. Die Routine hatte auch zwischen ihm beiden schon viel kapputt gemacht -- das war Luzias feste Überzeugung.

Am Sonntagnachmittag war Familie Tarnuzzer am Waldsee am Bräteln. Das Wetter

spielte wunderbar mit. Es war ein herrlicher Sommertag. Vater Reto badete mit Sohn Lukas. Da liess sich der Kleine vernehmen: „Papa, ich muss mal...“

Papa Reto verstand. Mit dem Sohn ging er in den dunklen Laubwald hinein, immer tiefer, bis man die Stimmen der Badegäste nur noch gedämpft hörte.

Der Kleine verrichtete sein Geschäft. Der Vater half ihm, sich wieder in den Bademantel zu hüllen.

In den Kronen des Baums, unter dem sie standen, sang ein Vögel. Tarnuzzer blickte hinauf. Da stockte ihm der Atem.

Gerade oben an ihm hing ein junger Mann leblos an einem Strick, der an einem grossen Ast des Baumes festgemacht war.

’Nichts wie fort!’ war der einzige Gedanken, der Tarnuzzer in den Sinn kam. Er zerrte seinen Sohn Lukas etwas unsanft Richtung Strand. „Aber Papi, was hast Du so plötzlich?“ rief Lukas, der die Welt nicht mehr verstand.

„Wir müssen weg. Gehen“ war die knappe Antwort seines Vaters.

Am Badestrand des Waldsees dauerte es eine Weile, bis sie Luzia wieder gefunden hatten, die für sich allein in den See hinausgeschwommen war. Als sie zurückkam, endlich, noch pudelnass, war Tarnuzzer schon mit dem Handy am Telefonieren. „Ja, Jenner, sind Sie es es? Wunderbar. Ich brauche sie sofort. Kommen Sie zum Waldsee, sofort. Irgendwie. Alarmieren Sie die Sanität. Wir haben hier einen Toten.“

Luzia sah ihren Mann ungläubig an. „Hier sind doch alle vergnügt und wohlauf“.

„Nicht ganz alle“, beschied ihr Tarnuzzer in amtlichem Ton. „Ich habe im Wald einen Toten entdeckt“.

„Das ist ja furchtbar!“ rief Luzia aus. „Das kann ja nicht wahr sein“.

„Leider doch“ nickte Tarnuzzer, immer noch in seinen Badehosen. „Und“ – er machte eine kleine Pause, um jeden Einwand von seiner Frau zum voraus abzuwehren – „ich muss wieder an die Arbeit. Auch wenn es Sonntag ist“.

Luzia sagte nichts mehr. Sie verstand ihn – was aber nichts an ihrer Enttäuschung änderte, dass auch dieser Sonntag nun wieder futsch war.

7 FREITAG, DER DREIZEHNTTE

Kommissar Tarnuzzers dreizehnter und letzter Fall

Am Weihnachten 2004 bebte die Erde im Indischen Ozean. Das gewaltige Seebeben, das die Folge davon war, brachte grosses Leid und Verderben über viele asiatische Uferstaaten des Ozeans. Es wurden auch mehrere Hundert Schweizer gesucht.

Frau Flurina Hofer, die in einem kleinen Gehöft im Weiler nahe von Tarnuzzers Haus wohnte, ebenfalls ausserhalb von Thuns, vermisste ihren getrennt von ihr lebenden Ehemann, auf dessen regelmässige Alimentszahlungen sie und ihre drei Kinder angewiesen waren. Sie war am Abend zur Tarnuzzers gekommen, um ihr Leid zu klagen. Luzia, Kommissar Tarnuzzers Frau, servierte dem Besuch Kaffee und Kuchen, was Frau Hofer dankend annahm.

„Ihr wisst nicht, wie dies Ungewissheit schwer auf mir lastet! Lebt er noch oder ist er schon seit drei Wochen tot? Niemand kann mir sagen, wie es meinem Arthur geht. Das ist einfach furchtbar!“

„Ja, das verstehen wir“, nickten Tarnuzzer und seine Frau zugleich. „Aber was kann man da machen, ausser zu Gott zu beten?“ fragte Luzia.

„Ich weiss, was man da machen kann“, sagte Frau Hofer unvermittelt. „Dein Mann kann den Arthur finden! Da bin ich mir sicher. Er ist doch ein guter Kommissar.“

„So einfach ist das nicht“, winkte Tarnuzzer ab. „Dein Kompliment ehrt mich. Aber wo soll ich ihn finden in diesem riesigen Asien?“

„Das ist ganz einfach“, meine Flurina, die schn wieder etwas Hoffnung schöpfte. „Hier habe ich seine Adresse. Er war in einer Bungalowsiedlung am Meer in Krabi, das im Süden Thailands liegt. Dorthin geht er jeden Winter im Januar und Februar hin. Dort wirst Du ihn finden!“

Tarnuzzer blickte skeptisch auf den Zettel mit der Adresse. „Vielleicht“, zuckte er mit seinen Achselln, „aber vielleicht auch nicht“. „Zudem“, fügte er nach einer Pause bei, „woher bekomme ich das Geld für die Reise und den Urlaub, um so rasch nach Asien zu reisen?“

„Daran habe ich schon gedacht“ antworte nun Flurina, die plötzlich vor Freude strahlte. „Ich bin zum Tanti gegangen, das doch soviel Geld hat, seit sie einen Teil ihr Landes für die neue Kantonsstrasse verkauft hat. Sie hat mir 10'000 Fr. in bar gegeben. Hier sind sie!“ Flurina entnahm ihrer Tasche ein Bündel Hunderternoten. „Sie schenkt sie Dir, wenn Du dafür die Suchreise auf Dich nimmst“. Flurina versuchte, die vielen Noten in Tarnuzzers Hand zu drücken. „Du musst nur noch selbst die Sache mit dem Urlaub regeln.“

Luzia und Flurina sahen Tarnuzzer fragend an. Der Kommissar überlegte blitzschnell. Ein Einsatz im Ausland hätte ihn schon längst gereizt. Vielleicht war ja seine vorgesetzte Behörde in Curia bereit, ihm zwei Wochen unbezahlten Urlaub zu geben. Im Januar lief eh nicht viel im Bezirk Thuns. Jenner, sein Assistent und Stellvertreter,

konnte das doch allein schmeissen.

Schliesslich nickte Tarnuzzer. „Ja“, antwortete er langsam, „ich werde Curia anfragen, ob sie mir diesen Urlaub gewähren wollen. Vielleicht kann ich ja etwas für Arthur tun.“

Flurina fiel Tarnuzzer unvermittelt um den Hals. Sie drückte ihm einen grossen Kuss auf beide Wangen. „Ich wusste ja“, frohlockte sie, „dass Du ein guter Mensch bist. Einen solchen wie Dich hätte ich zum Mann nehmen müssen. Dann würde ich jetzt nicht in der Tinte hocken!“

Luzia sah dieser Umarmung mit einem gewissen Unwillen zu. Hatte es ihre Freundin Flurina sogar auf ihren Mann abgesehen?

Nein, das war nicht möglich, rief sich Luzia selbst zur Ordnung. Es muss ihr nur um ihren Exmann gehen, der ihr die Alimente schuldet für sie und ihre Kinder. Und vielleicht – dachte Luzia zu sich – hat sie ihn doch noch etwas lieb. Auch Darum will sie wohl wissen, ob er noch am Leben ist.

Curia bewilligte schon in der nächsten Woche den Urlaub – unbürokratisch schnell. Am darauf folgenden Wochenende nahm Tarnuzzer bereits den Flieger nach Bangkok. Er versprach Luzia am Flughafen in Zürich, in zwei Wochen zurück zu sein.

“Heil und gesund“, waren die letzten Worte Retos, ehe er durch die Türen der Passkontrolle verschwand, seiner Frau nochmals zuwinkend.

8 IN DER RÖHRE

Waren Sie schon einmal in einem Spital, wo man Sie zur Untersuchung in eine lange Röhre gesteckt hat, einen Computertomographen?

Das ist eine ungewöhnliche Prozedur, die man nur über sich ergehen lässt, sofern die Ärzte eine schlimme Erkrankung vermuten, über die Gewissheit zu erlangen ist. Ist dann nichts, umso besser!

Dieses Gefühl, in einer langen Röhre zu sein, in der ich fremden Mächten hilflos ausgeliefert bin, beschlich mich unlängst, als ich zum ersten Mal als Fahrgast die neue Zuglinie Olten-Bern, und umgekehrt, befuhr. Zum einen besteht die Strecke praktisch nur aus Tunnels unterschiedlicher Länge. Zum andern macht sich in diesen endlosen Tunnels ein seltsames Pfeifen bemerkbar, einem schrillen Ton nicht unähnlich, der mir das Gefühl gibt, in einer horizontal verlaufenden Geisterbahn zu fahren, ohne dass ich auf dem Jahrmarkt bin oder dazu ein besonderes Billet gelöst hätte.

Ich könnte mir vorstellen, dass es im Jenseits solche Tunnelbahnen gibt, irgendwo im Weltall oder unter der Erde, wo die Zugsinsassen mit riesigen Geschwindigkeiten herumsausen, vielleicht auch ohne zu wissen, wohin sie wollen oder wo sie ankommen werden.

Auch finde ich die Idee nahe liegend, dass die Strecke Olten-Bern der Schweizerischen Bundesbahnen, auf der mit Geschwindigkeiten von über 200 Kilometern in der Stunde gefahren werden soll, nichts anderes ist also ein riesiger kollektiver Computertomograph. Die Tausenden von Fahrgästen, die täglich durch diese lange Röhre geschleust werden, könnten mit besonderen Magnetresonanzsensoren, die aussen an der Tunnelwand befestigt würden, auf ihr Befinden, ihre Wünsche und Einstellungen abgefragt werden, ohne dass es die Fahrgäste der Bahn bemerken.

Das wäre vor allem für Marktforschungsinstitute und politische Parteien von Interesse. Die Fragen könnten lauten: „Wen wählen Sie bei den nächsten Parlamentswahlen?“ Die Zusatzfrage wäre: „Und warum?“

Dieses unschätzbare Wissen könnte der Partei A einen Wissensvorsprung geben, und zwar in Sekundenschnelle, der keine noch so gute Befragung von Passanten in einer Stadt oder durchs Telefon aufwiegen könnte. Jeder Zug, der durch den Tunnel Olten-Bern braust, hätte sein eigenes Gästeprofil. Würde aber jeder Intercity, der halbstündlich durch die lange Röhre saust, die gleiche Botschaft bringen des Inhalts, „wir wollen Partei A, weil sie überhaupt kein Programm hat, aber nur schön gestylte Kandidatinnen und Kandidaten“, wäre das für die Wahlstrategen der Partei A Gold wert. Sie würden ihren Kandidaten schlicht das Sprechen verbieten – und die Partei würde gewinnen!

So braust mein Zug neuerdings weiter durch die lange Röhre Olten-Bern, von einem schrillen Pfeifton begleitet, den ich sonst noch nie gehört habe. Welche Geister sind hier am Werk? Ich weiss es noch nicht. Vielleicht weiss eine Leserin oder ein Leser die Antwort, und teilt es uns allen mit. Vielleicht sagt es ihr der Computertomograph ihres Spitals, der unsere verborgensten Erfahrungen im Zug Olten-Bern deuten kann.

9 NET- LIT

In einem Zeitalter, in dem die Verleger aussterben, die ihre schützende Hand über halbverhungerte Schriftsteller halten, und diese wenigstens mit Ermutigungen und kleinen Honoraren am Schreiben halten, muss der noch nicht etablierte Autor sein Schicksal selbst gestalten. Eine Möglichkeit ist, dass seine Werke im Eigenverlag herausgibt. Der Schriftsteller ist damit auch zugleich sein eigener Verleger. Eine Druckerei druckt die Werke des Autors im Auftrag desselben. Will jemand ein bestimmtes Werk kaufen, muss er sich lediglich an den Verfasser wenden, der ihm das Buch gerne zusenden wird, versehen mit einem Einzahlungsschein.

Das Internet offeriert nun die neue Möglichkeit, dass der Autor auf diesem seine Werke annonciieren kann. Er kreierte zu diesem Zweck eine spezielle Webpage, auf der seine verfügbaren Werke angegeben sind. Der interessierte Leser kann die Werke über einen E-Mail-basierten Bestellalon beim Schriftsteller anfordern. Dieser wird ihm das fragliche Werk umgehend per Post zustellen, natürlich auch wieder mit einem Einzahlungsschein. Diese Methode möchte der Schreibende auch zur Anwendung bringen. Da er auf diese Einkünfte nicht vital angewiesen ist, scheint ihm das eine gute Vorgehensart zu sein. Es spielt dann keine grosse Rolle, wenn nur wenige Bestellungen pro Monat, oder auch einmal gar keine, hereinkommen. Voraussetzung dieser Methode ist natürlich auch, dass der Autor eine bestimmte Anzahl Werke im voraus drucken lässt, und zwar auf seine Kosten. Sonst kann er gar keine Nachfrage potentieller Leser befriedigen.

Nun gäbe es natürlich noch eine modernere Methode, die darin besteht, dass der Autor seine Werke überhaupt nicht mehr zum Druck gibt, und sich die damit verbundenen Kosten spart. Wie funktioniert das? Ich nenne dieses System *Net-Lit*. Ich bin mir allerdings bewusst, dass ich nicht der Erste bin, der auf diese Idee gekommen ist. *Blogs* sind ja etwas Ähnliches. Ich kann über Internet Einblick nehmen in das intime Tagebuch eines Zeitgenossen, das andere Leser auch noch mit ihren Kommentaren anreichern können. *Blogs*, bei denen man für das Einloggen zahlen muss, wären als etwas Ähnliches wie mein *Net-Lit*.

Es würde wie folgt funktionieren: Ich hänge meine ganze literarische Produktion ins Netz. Man könnte also unter www.as-print.ch Alles finden, was ich je geschrieben habe. Von Opus 1 bis Opus X wäre jedes Werk vorhanden. Ein interessierter Leser könnte sogar verfolgen, wie mein Werk wächst. Die einzige Bedingung wäre, dass er für das erstmalige Einloggen auf meiner Literatur-Webpage einen einmaligen Betrag zahlt, bspw. 50 Franken, der ihn berechtigt, ein ganzes Jahr auf meiner Webpage herumzurfen. Er darf auch alle aufgeschalteten Texte ausdrucken. Geht er damit zu einem Buchbinder, kann er sich so seine eigenen gedruckten Werke von mir schaffen. Das einzige Problem, dass er dann meine von ihm ausgedruckten Werke für Dritte kopiert. Daran kann ich aber meinen Literaturfreund nicht hindern. Auch ein normal gedrucktes Buch kann kopiert werden. Alle Jahre wieder müsste mein treuer Leser wieder 50 Franken in die Hand nehmen, um den Zugang zu meiner Literatur-homepage zu behalten, wofür er im Gegenzug ein persönliches Passwort erhalten würde, das aus Gründen der Sicherheit jedes Jahr ändern würde. Ich überlege mir diese Sache noch. Aber verführerisch finde ich diese Methode doch, da sie mir die Druckkosten sparen würde, und ich trotzdem einen kleinen Ertrag erhalten würde. Qui vivra verra!

10 TELEFONIEREN ZUM NULLTARIF

Letzten Sommer traf in Zürich an der Bahnhofstrasse einen anderen Kommunikationsspezialisten an, der ganz für sich allein arbeitet. Früher hatte er in einer grossen Agentur gearbeitet. Dieser hat er den Rücken gekehrt. Er will keinen administrativen Kram mehr haben. Jetzt ist er sein eigener Herr und Meister. Es scheint ihm gut zu gehen. Aufträge hat er genug.

Als wir so beim Schwatzen waren, sagte er plötzlich zu mir: „Paul, wie telefonieren Sie?“ Ich antwortete: „Ich habe einen Festnetzanschluss von Swisscom und eine Mobilephone, das über Bluewin läuft. Alles ganz normal.“

“Das meinen Sie!“ lachte mein Gegenüber. Er schien mich richtig auszulachen.

“Ich sehe schon, Paul, Sie sind ein anständiger Kerl. Aber Sie sind ganz hinter dem Mond zuhause. Der moderne Mensch hat einen Festnetzanschluss von Swisscom, natürlich. Er darf auch ein Mobiltelefon haben, das über Bluewin läuft, Das ist alles ganz okay. Aber...“

Er machte eine Pause, um die Spannung zu steigern. Dann trank er einen Schluck Tee, was sein Lieblingsgetränk zu sein schien.

“Aber...“

Mein Gegenüber schien den Faden wieder gefunden zu haben – oder die Kunstpause war endgültig vorbei.

“.. .Sie müssen wissen, dass es für Clevere - und ich zähle mich dazu, schon lange - noch *andere Möglichkeiten* zum Telefonieren gibt, und das zwar ganz legal. Ich schreibe Ihnen jetzt eine Zahl auf dieses Papier...“

Er nahm ein weisses A4-Blatt und einen Kugelschreiber zur Hand.

“..nämlich 10787. Sagt Ihnen diese Zahl etwas?“

Ich zuckte mit meinen Achseln. Ich sagte: „Noch nie gehört.“

“Sehen Sie!“ Mein Gegenüber schaute mich triumphierend an.

“So geht es allen, die mein wunderbares System nicht kennen. Gehen Sie bitte bei nächster Gelegenheit auf www.10787.ch. Sie werden sehen, wie sich Ihnen eine ganz neue Welt erschliesst. Sie werden stundenlang zum Nulltarif telefonieren, oder nur knapp darüber. Ich habe von 10787 Monatsrechnungen von nur 25 Franken, und bin wirklich fast immer am Draht.“

“Was ist das aber?“ wagte ich zu fragen.

“Das ist ein Telefonanbieter aus Holland, der ganz legal auf dem Schweizer Markt tätig ist. Er hat einfach besonders günstige Tarife. Das ist alles.“

Mehr wollte mein Gegenüber nicht verraten. Vielleicht hat er auch ein Mandat von Swisscom oder einem der anderen grossen Anbieter.

Am nächsten Tag loggte ich mich auf www.10787.ch ein. Ich kam sofort zur gewünschten Webseite, die mir alle Geheimnisse von 10787 offenbarte. Seither bin ich ebenfalls Kunde dieses Anbieters, der den Vorzug hat, gewisse Destinationen zu gewissen Zeiten zum Nulltarif anzubieten.

Die erste Monatsrechnung von 10787 jagte mich fast vom Stuhl. Konnte das wahr sein? Hatte ich im letzten Monat tatsächlich für die enorme Summe von 5.85 CHF, die Mehrwertsteuer eingeschlossen, telefoniert? Das ist doch ein Betrag, der mein Haushaltsbudget in Schieflage bringen könnte!

Spass beseite. Seitdem ich 10787 auch benutze, erhalte jeden Monat drei Telefonrechnungen, die ich alle prompt bezahle: Die klassischen von Swisscom und von Bluewin, die etwas kleiner geworden sind, und die neue von 10787, die immer sehr moderat bleibt. Aber aufgepasst: 10787 funktioniert nur im Festnetzbereich, und nicht, wenn man mit dem Handy telefoniert. Im Mobilbereich kostet 10787 gleich viel wie die Swisscom.

Ich habe keine Aktien bei 10787. Ich habe auch kein Beratungsmandat von dieser Firma, bei der ich niemand kenne. Aber ich fand es doch angezeigt, auf die Existenz einer solchen Telefonsparbüchse aufmerksam zu machen, solange es sie noch gibt.

11 GIGI IM ZUG

Kummer nahm in Basel einen Zug mit italienischen Wagen. Sein Fahrziel war Bern. In einem Sechserabteil hatte es noch Platz.

Ausser Kummer befand sich noch eine junge Frau im Abteil. Auf ihrer linken Seite hatte sie eine Korb tasche, die mit einem Tuch zugedeckt war. Von Zeit Zeit schaute sie nach, ob das Tuch noch an seinem Platz sei.

Kummer war in seine Financial Times vertieft, die er sorgfältig von vorne bis hinten las. Viel Neues war allerdings nicht vorhanden. Der amerikanische Dollar war immer noch auf Talfahrt.

Die junge Dame schloss im Tunnel vor Olten das Fenster nicht. Sie genoss es sichtlich, dass ihr der Fahrwind um die Ohren pfiff. Kummer wurde das zuviel. Er ging in den Gang hinaus, bis der Zug den Tunnel wieder verlassen hatte.

In Olten hielt der Zug ziemlich lange. Keine Ansage kam, weshalb das so sei. Die junge Dame wurde etwas unruhig. Sie fragte Kummer auf italienisch: „Lei conosce la destinazione del treno?“

Kummer musste lächeln. Das letzte Mal hatte er vielleicht vor zehn Jahren sein Schulitalienisch gebrauchen können. Artig antwortete er: „Il treno va a Berna, dopo a Milano“. „Molto bene“, strahlte ihn die italienische Schönheit an, die nicht mehr als neunzehn Lenze zählen musste. „Voglio andare a Parma. Il mio fidanzato vive quà“.

Der schon etwas ältere Herr dachte unwillkürlich an die *Promessi Sposi*, die er auf Italienisch vor langer Zeit zu entziffern versucht hatte. Die junge Dame war also die Verlobte, die von ihrem Freund in Parma erwartet wurde.

Da – ohne Vorwarnung – streckte ihm die junge Dame eine Kinder-Schokolade hin. „Questo è per Lei“, sagte sie mit Bestimmtheit. Kummer, von Natur aus ein höflicher Mensch, nahm die Schokolade dankend entgegen. „Molto grazie“, beteuerte er mehrmals. Dieses kleine Geschenk ging ihm zu Herzen. Er ass die Schokolade, die ihm vortrefflich mundete.

Die junge Dame schien Vertrauen zu ihm gefasst haben. Als der Kondukteur vorbei war, der ihren Fahrausweis lange kritisch angesehen hatte, bis er ihn endlich knipste, machte sie Kummer ein Zeichen. „Guarda!“, bat sie ihm wieder in bestimmtem Ton, „il mio gattino“. In der Tat streckte ein kleines, sehr junges Kätzchen sein Köpfchen im Korb in die Höhe, als die junge Dame das Decktuch wegschiebte. „Si chiama Gigi“.

Kummer beäugte das Kätzchen, das er nicht zu berühren wagte. „Molto carino“, war sein Kommentar, was ihm von der italienischen Schönen einen bezauberndes Lächeln eintrug. „Aber“, fuhr sie fort, „ich habe für das Kätzchen, das erst drei Wochen alt ist, nichts bezahlt. Ist das schlimm? Hätte ich ein Billet für ihn lösen sollen?“

Kummer musste unwillkürlich schmunzeln. Das waren also die Probleme der jungen

Frau! „Nein“, antwortete er entschieden, „für ein so kleines und herziges Kätzchen, das Sie in Ihrem Korb mit sich tragen, muss sicher kein Billet gekauft werden.“

Die italienische Schöne bedachte Kummer nochmals mit einem bezaubernden Blick, der einen ganzen Gletscher zum Schmelzen gebracht hätte.

“Wissen Sie“, fuhr sie fort, „ich machte mir solche Sorgen, die Eisenbahn könnte mir meinen Gigi wegnehmen. Ich glaube, ich würde das nicht überleben.“

“Nein, nein“, beruhigte sie nochmals Kummer. „Die kleine Katze ist ja ganz gut erzogen bereits und ganz ruhig. Niemand wird auf sie aufmerksam werden.“

“Das hoffe ich wirklich“, war die Antwort der Schönen. „Gigi ist ein Geschenk von mir an meinen Verlobten. Bekommt er Gigi nicht, wäre er sehr böse auf mich.“

“Machen Sie sich doch keine Sorgen“, sagte Kummer nochmals mit väterlicher Stimme. „Das wird doch alles gut kommen“.

“Dann bin ich ja froh“, nickte die Schöne. „Sie müssen wissen, mein Verlobter ist sehr streng mit mir. Er will alles bestimmen. Er wird mich bald heiraten.“

“Das ist ja wunderbar“, sagte Kummer. „Ich wünschen Ihnen viel Glück“.

Bern kam in Sicht. Die junge Dame versorgte ihr Kätzchen wieder unter die Decke des Korbes, weg von allen neugierigen Blicken.

„Ciao, stai bene!“ rief sie Kummer nach, nachdem er sich artig mit „Arrivederci“ verabschiedet hatte.

Die junge Dame winkte ihm, als er sich im Gang noch mal nach ihr umdrehte. Er winkte zurück.

12 DIE MONOPOLISTEN

Als Annasohn sein Haus bezog, hatte er die gute Idee, ein Vogelhäuschen anzuschaffen. Im örtlichen Landwirtschaftsmarkt fand er ein kleines Holzhaus, das oben aufklappbar war, um das Vogelfutter hinein zu schütten. Das ganze Ding kostete nicht einmal 20 Schweizerfranken.

In Annasohns Garten befand sich ein kleinerer Birnbaum. Er hängte das Vogelhäuschen, das er zuvor bis oben mit Futter gefüllt hatte, an einem der ausladenden Äste des Baumes auf.

Annasohn zog sich in die Küche seines Hauses zurück, von der aus er eine gute Sicht auf das Vogelhäuschen hatte.

Nichts tat sich. Vogelhäuschen und Futter blieben verlassen am Ort, wo sie Annasohn platziert hatte. Der Hausherr zog sich enttäuscht in sein Heimbüro zurück. Was half es, Vogelfreund zu sein, wenn die Begünstigten die milde Gabe gar nicht wollten?

Als Annasohn eine Stunde später in der Küche sein Mittagsbrot zubereitete, und zufällig einen Blick auf das Vogelhäuschen warf, hatte sich die Szenerie dort gewaltig verändert. Zehn, ja zwanzig Vögelchen versuchten immer wieder, auf den Seitenbalken des Vogelhäuschens zu landen, um an das ersehnte Futter zu gelangen, das im luftigen Silo gelagert war.

Besonders gefielen Annasohn die Blau- und Gelbmeisen mit ihrem glänzend farbigen Gefieder. Es hatte auch viel Spatzen, die sich um einen Platz am Futter balgten.

Annasohn nickte zufrieden. Seine vogelfreundliche Geste hatte Erfolg! Er überlegte sich bereits, ob er dem lokalen Vogelschutzverein beitreten sollte. Allerdings hatte er auch schon gehört, dass professionelle Vogelschützer gegen Vogelhäuschen sind. Ihrer Meinung nach finden die Vögel auch im Winter genug Nahrung in der freien Natur und um die bewohnten Häuser herum, ohne dass es für sie eigentliche Futterkrippen braucht.

Dann kehrte Annasohn wieder zu seiner Arbeit zurück.

Um drei Uhr nachmittags gelüstete es ihn nach einem Kaffee. Er braute sich diesen in der Küche. Natürlich schweifte sein Blick auch hinaus in den kalten Wintertag, der von einer fahlen Sonne erleuchtet wurde.

Doch – was sah er da? Zwei fette braune Vögel, grösser als Spatzen, hatten es sich auf den beiden Balken des Vogelhäuschens bequem gemacht – der eine auf der einen und der andere auf der anderen Seite. Sie pickten eifrig alles auf, was es an Vorrat im Vogelhäuschen noch hatte. Versuchte ein kleiner Singvogel auf dem gleichen Balken zu landen, um auch an das Futter zu kommen, wurde er mit rauer Gestik verjagt. Die Botschaft war klar: „Das ist *unser* Vogelhäuschen und das Futter ist nur für *uns*!“ So ging es eine lange Zeit, vielleicht zehn Minuten.

‘Zwei richtige *Monopolisten*!’ schoss es Annasohn durch den Kopf. ‚Sie wollen alles

nur für sich und gönnen den anderen – ihrer Konkurrenz -- gar nichts!’

Genau so war es ja. Die beiden braunen, bereits dicken Vögel frassen sich an dem Vogelfutter so richtig voll.

Nun aber schienen sie genug zu haben. Das Vogelfutter ging wohl auch schon zur Neige. Die Dickvögel bereiteten sich für den Abflug vor.

Doch – was war das? Der eine der beiden Vögel schien unschlüssig zu sein, ob er den Abflug wagen sollte. Er war sich möglicherweise gerade in diesem Moment bewusst geworden, dass er zuviel gegessen hatte. Ein Unwohlsein hatte ihn vielleicht bereits ergriffen. Oder die Angst, bei diesem Futterladegewicht gar nicht mehr fliegen zu können!

Schliesslich wagte der Dickvogel den Abflug. In der Tat, er bekam keinen Auftrieb. Mit Müh und Not landete er auf dem Zementboden der Terrasse, wo er zuerst ein wenig spazierte, bevor er den Weiterflug wagte.

Sein Kompagnon hatte hingegen den Wegflug ohne Komplikationen geschafft. Nun konnten sich die kleinen Singvögel mit dem restlichen Futter wieder gütlich tun, soweit noch etwas im Vogelhäuschen vorrätig war.

Was lernt uns diese kleine Begebenheit?

Es ist ungesund, wenn sich Monopolisten, fette Vögel und sehr reiche Menschen und Firmen, allein am Futter bedienen können, und die Konkurrenz über lange Zeit verscheuchen. Das ist nicht gut für die darbenenden Mitvögel und Mitmenschen, die zu kurz kommen. Das ist aber auch nicht gut für die Monopolisten selbst, die noch dicker, schwerer bzw. reicher werden, und für den Abflug bzw. ein bewegliches Reagieren auf neue Situationen und Veränderungen aller Art nicht mehr gerüstet sind. Es droht ihnen schliesslich der Absturz bzw. der Untergang.

Was man nicht alles von einem Vögelhäuschen und seinen gefiederten Besuchern lernen kann!

13 DER VORTRITT

Bis zum letzten Sommer lebte ich in Bärenstadt. Ich hatte dort in der Nähe des Bärengrabens, welcher der Stadt ihren Namen gegeben hat, eine Wohnung.

Jeden Tag, an dem zur Arbeit ging, stieg ich eine Treppe zum Bärengraben hinunter. Schon am Morgen konnte ich den putzigen Tieren zusehen, wie sie in ihrem Zwinger heruntollten. Busladungen von Touristen kamen den ganzen Tag, um das Berner Wappentier zu fotografieren und zu bestaunen.

Gegenüber der Strasse vom Bärengraben hielt der stätische Bus, der mich am Morgen in die Stadt zur Haltestelle Bärenplatz brachte. Die Bären hatten früher dort ihr Quartier gehabt.

Der Bus verkehrte alle acht bis zwölf Minuten. Ich hatte die Angewohnheit, vorne in den Bus einzusteigen und mich dort auf einen freien Platz zu setzen.

Zuerst fuhr der Bus über eine Brücke, von der sich ein wunderbarer Blick auf die Altstadt bot. Dann hielt der Bus auch schon wieder bei der Nydeggkirche, die auf den Gemäuern der ältesten Stadtfestung aufgebaut ist.

Dann nahm der Buschauffeur Kurs weiter gerade aus, in die untere Altstadt hinein. gerade kein Auto mehr aus der Strasse heraus kam, welche auf der rechten Seite die Altstadt umrundet.

Ich ärgerte mich jedes Mal darüber, dass der meist gut besetzte Bus an dieser Stelle kein Vortrittsrecht genoss. Natürlich – der Bus kam von links, vom Autofahrer aus gesehen, der von der Strasse rechts her kam, um dann selbst nach links oder rechts weiterzufahren.

Wie einfach wäre es doch, am Rand der Strasse rechts ein Schild anzubringen, das dem Fahrer seinen Vortritt bestätigen würde – mit Ausnahme des von links kommenden Linienbuses. Auf der Blechtafel könnte des heissen:

VORTRITT

Ausnahme:

Linienbus von links

hat Vortritt

Ich hoffe, das wäre für jedermann klar.

Meine Rechnung ist einfach: Im Bus sitzen vielleicht 50 Personen. Im Personenwagen, der von rechts kommt, befindet sich meist nur eine einzige Person. Warum sollen also Fünfzig warten, damit Einer zu seinem Recht kommt?

Eine geschickte Signalisierung könnte dieses Problem auf einen Schlag beheben.

Allerdings hat sich seit letztem Jahr eine neue Lage für mich ergeben. Ich wohne nicht mehr in Bärenstadt. Meist bin ich nun dort per Auto unterwegs. Der fragliche Bus in die Stadt hat wegen mir noch nie anhalten müssen, auch wenn ich das

erzwingen könnte. Trotzdem wäre ich immer noch dafür, dass der Bus den Vortritt genießt gegenüber mir und allen anderen Automobilisten. Die Zeit von fünfzig Menschen ist wertvoller als die eines einzelnen Automobilisten. Zu dieser logischen Überlegung komme ich sogar jetzt noch, wo ich im Personenwagen sitzen, der von rechts kommt und beim Bus den Vortritt reklamieren könnte.

Sie sehen also, ich bin ein sozialer Mensch. Ein guter Mensch.

Nun muss nur noch die Städtische Busverwaltung ein offenes Ohr für mein Anliegen haben. Ich gedenke, dieser einen Brief zu schreiben. Allerdings stelle ich mich darauf ein, dass die Behandlung meines Wunsches Jahre in Anspruch nehmen wird. In vielleicht zehm Jahren wird die Busverwaltung der Städtischen Polizeiverwaltung schreiben, um sie zu bitten, das Anbringen meines Schildes zu prüfen. Nach weiteren zehn Jahren Studien, Expertisen und Rekursen könnte dann der Entscheid fallen, meine Tafel anzubringen.

Kracht es dann am Montag darauf schon, indem ein alkoholisierter Automobilist, der die dann gültige 0.1 Promillegrenze für den Alkoholgehalt im Blut überschritten hat, und seit fünfzig Jahren an seinen Rechtsvortritt an dieser Stelle gewöhnt ist, frontal in den Bus rast, wer ist dann Schuld? Sicher nicht der betagte Autofahrer, der an diesem Morgen seine Brille nicht getragen und das neue Hinweisschild gar nicht beachtet hatte -- nein, schuld dürfte ich dann sein. Ich habe ja vor zwanzig Jahren die Anregung gemacht, man möge doch dem Linienbus den Vortritt geben.

Da ich in zwanzig Jahren kaum noch leben werde, müsste die Schadenersatzforderung des fehlbaren Automobilisten für sein kaputtes Auto und seitens der Stadt für den ebenfalls beschädigten Bus bei meinen Erben deponiert werden.

Um ihnen diesen Ärger heute schon zu ersparen, verzichte ich in aller Form, hic et nunc, auf meine Anregung, der Bus möge an der Kreuzung in der untersten Altstadt den Vortritt genießen vor den rechts kommenden Autos, wenn er stadteinwärts fährt.

Sollen sich noch ganze Generationen von Buschauffeuren und Buspassagieren über diesen unfreiwilligen Halt an dieser Kreuzung ärgern – ich werde dieses Problem künftig nicht mehr als meines betrachten!

So sei es.

14 DIE VORSTELLUNG

Letztes Jahr hatte ich die verrückte Idee, mich für eine ausgeschriebene Stelle zu bewerben. Sie haben richtig gelesen: „verrückt“ – da ich schon über Fünfzig bin und damit etwas unter Hundert. Wer würde noch einen so alten Mann anstellen? Niemand. Niemand. Niemand, der bei Verstand ist.

Das alles wusste ich zum voraus. Trotzdem bewarb ich mich auf diese frei gewordene Stelle. Ich wusste ja, dass ich ausser meinem Alter alle erforderlichen Qualifikationen für diesen Job hatte. Mein Handicap – nicht 30 zu sein mit 25 Jahren Berufserfahrung, war ja für jedermann klar, der einen Lebenslauf lesen konnte. Dort stand mein Geburtsdatum fein säuberlich geschrieben, deutsch und deutlich.

Zu meiner grossen Überraschung bekam ich einen Telefonanruf von einer Dame mit honigsüßer Stimme. „Ja, Herr Brenner. Mein Chef, Dr. Säuberli, möchte Sie sehr bald zu einem Vorstellungsgespräch sehen. Sie haben sich ja auf die Stelle eines Troubleshooters beworben. Ihre Qualifikationen haben meinen Chef *impressed*“.

“Das ist aber freundlich“, antwortete ich diplomatisch. „Aber hat er auch mein Geburtsdatum gesehen?“

“Ja sicher!“ antwortete die Honigdame. „Das werden wir näher ansehen, wenn Sie einmal bei uns sind. Ginge es Ihnen am nächsten Montag um zwei Uhr nachmittags? Für so eine Stunde?“

“Ja sicher! Ja gerne“ sprudelte es aus mir heraus. Ich konnte an mein Glück nicht glauben, zum Gespräch eingeladen zu werden. Ich, der Oldtimer!

Am Montagmorgen liess ich mir sehr viel Zeit mit meiner Ankleidung. Ich wollte wirklich den allerbesten Eindruck machen.

Nur der allerbeste Anzug war gut genug für diese grosse Gelegenheit. Im Schlafzimmerspiegel besah ich mir mein Profil. Der Bauch liess sich nicht wegretouchieren, leider. Aber er zeugte doch auch von einer gewissen Bonhomie und einem gepflegten Lebensstil!

Punkt 13.55 Uhr zog ich die Glocke am Eingang des piekfeinen Einfamilienhauses in einem Nobelquartier am Zürichsee. Eine schlanke Dame begrüsst mich mit einem strahlenden Lächeln.

“Sie sind also Herr Brenner? Sehr erfreut. Ich geleite Sie in das Vorstellungszimmer. Herr Dr. Säuberli wird in einem Moment bei Ihnen sein.“

Wenig später sass ich im unteren Stock des Hauses in einem fensterlosen Raum am kreisrunden Konferenztisch. Die Dame brachte mir einen Kaffee. „Es kann wirklich nur noch Sekunden dauern – und Herr Dr. Säuberli ist für Sie da“.

Die Sekunden vergingen. Sie wurden zu Minuten. Ich wusste nicht, was ich tun

sollte. Um mir die Zeit zu vertreiben, machte ich auf dem Konferenztisch eine schöne Auslegeordnung meiner Papiere. Rechts der Lebenslauf, links die Zeugnisse. Dann besah ich mir die Einrichtung des Zimmers. An den Wänden hingen dezente Bilder. Im Hintergrund plätscherte ein kleiner Wasserfall, umrahmt von Orchideen und tropischem Grün. Der Tisch aus massivem Holz war von vier Ledersesseln eingeben. Ein einem dieser Sessel sass ich.

Da – die Tür flog auf. Wie eine Rakete stürzte Dr. Säuberli auf den Stuhl mir direkt gegenüber. Er setzte sich, sagte nichts, immer noch schwer atmend, und nahm mich mit seinen stahlblauen Röntgenaugen ins Visier.

“Kennen wir uns nicht schon?“ war seine erste Frage zur Begrüssung.

“Ich glaube nicht“, war meine aufrichtige Antwort.

Dr. Säuberli fixierte mich nochmals kurz. Dann schlug er mein Dossier auf.

“Aber doch, Brenner. Wir sind uns schon begegnet. Ich glaube, wir sind sogar *Dutzis*. Ich bin immer noch der Franz und Du...“

“Ich bin der Fridolin. Freut mich, Franz, Dich wieder zu treffen. Wo haben wir uns denn zuletzt gesehen?“

“Auf dem Schiff. Das kann ich beschwören. Bei diesem Parteausflug auf den Vierwaldstättersee. Das mit dem Geschnetzelten und der Rösti. Zuvor trafen wir uns zu einem Schwatz an der Reling, so ganz zufällig. Du hast mir damals schon imponiert“.

“Das ist aber nett, Franz. Hast Du mich deshalb kommen lassen?“

“Genau. Genau. Ich wollte es Dir persönlich sagen“.

“Was denn?“

„Ja, dass es die Politik der Firma ist, die den Troubleshooter sucht, keinen Bewerber über Vierzig anzustellen. Du bist ja schon fast Sechzig“.

„Wie Du auch. Ich glaube, wir sind etwa gleich alt“.

“Das stimmt. Aber ich bewerbe mich nicht um diese Stelle.“ „Schade“. Meine Schultern fielen herunter.

“Nimm’s nicht tragisch, Fridolin. *C’est la vie*. Vielleicht kommt Deine Chance doch noch. Kopf hoch!“

Ich blieb immer noch zusammengeknickt sitzen.

“Und wenn ich was für Dich sehe, ruf ich Dich sofort an. Garantiert!“

“Das wäre aber sehr freundlich von Dir“. Ich zwang mich zu einem gequälten

Lächeln.

Franz schaute auf seine Uhr. „aber nun, Fridolin, muss ich weiter! Ein anderer Kandidat wartet im Besprechungszimmer nebenan. Tschüss – und alles Gute! Danke, dass Du gekommen bist.“

„Tschüss Fridolin. Danke für den freundlichen Empfang.“

Ich gab Franz die Hand. „Ist der Andere 40 und hat 30 Jahre Erfahrung?“

„Ja, fast! Er hat mit 12 seine eigene Computerunterstützungsfirma gegründet und ist nun 35. Aber nun muss ich wirklich gehen!“

„Danke noch mal“ rief ich ihm nach.

Die Dame mit dem bezaubernden Lächeln war wieder zur Stelle. „Darf ich Sie hinausbegleiten?“ -- „Ja, sehr gerne“ antwortete ich.

Am Eingang gab ich der reizenden Dame um die Fünfzig noch mal die Hand. „Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen.“

„Mich auch“ antwortete die Dame, und bedachte mich nochmals mit einem schelmischen Lächeln. „Übrigens“, fügte sie bei, „hier haben Sie noch meine persönliche Karte. Vielleicht brauchen Sie einmal Hilfe, wenn Sie allein in dieser Gegend sind“.

„Das ist sehr lieb von Ihnen“. Ich kramte auch eine Karte heraus. „Darf ich Sie einmal zum Nachtessen in Zurikum einladen?“

„Ja aber sicher“, flötete die Dame. „Nichts wäre mir lieber. Mit Fünfzig habe ich Mühe, einem echten Gentleman zu begegnen“.

„Dann sind wir ja beide richtig.“

Beschwingt verliess ich das Nobelquartier. Es war mir wie einem jungen Mann zumute, der von seiner angebetenen Kommilitonin an der Uni die erste Zusage für ein Rendez-vous erhält. Das war ja grossartig! Meine Vorstellung bei Fridolin hatte sich doch noch als Volltreffer herausgestellt.

Post-Scriptum:

Was ich nicht wusste – und nicht zu wissen brauchte, war, dass mich Gerda, so hiess die Dame (die heute meine Freundin ist), nur zum Interview eingeladen hat, weil ihr mein Kopf gefiel – und ihr Chef ihr eine Freude machen wollte! Das hat mir Gerda erst kürzlich gestanden.
Honny soit qui mal y pense!

15 DER DOLCH IM HERZEN

Der alte Millionär hatte seine frühere Mätresse kommen lassen. Sie hiess Dolly. Für ihr Alter – niemand wusste, ob Dolly nun sechzig oder siebzig Jahre alt war -- war diese Dame noch ganz hübsch anzusehen. Etwas aufgetakelt, etwas übertakelt, aber eine gewisse Rasse und Klasse war geblieben.

Alexander Binder, einst Erbe eines Textilimperiums, das inzwischen verschwunden ist, sass mit Dolly auf der Veranda seines Zürichberghauses. In der Ferne glimmerte der See. Es wat Hochsommer. Um neun Uhr abends immer noch warm und hell.

„Dolly“, begann der Alte, der an seiner teuren Zigarre zog, „Ich muss bald sterben. Mein Herz will nicht mehr. Der Arzt gibt mir noch sechs Monate.“

„Das ist ja furchtbar“, rief Dolly mit weit geöffneten Augen aus. „Du kannst mich doch nicht einfach so verlassen. Wir kennen uns ja schon fünfzig Jahre.“

„Ja, das stimmt“ antwortete der Alte. „Ich erinnere mich genau an den Uniball am 1. Februar 1954. Dort sind wir uns begegnet. Du warst Serviererin. Etwas siebzehn. Ich war zweiundzwanzig und mit der Tochter des Rektors zusammen.“

„Die hast Du geheiratet – und mir hast Du die Treue gehalten.“

„Ja, arme Lotti. Sie hatte es nicht leicht. Ich liebte sie. Aber im Bett war da nichts los. Ihr Übervater, der Rektor, sass da unsichtbar über dem Bett, wie ein ruhender Buddha, und erhob jedes Mal seinen Drohfinger. So konnte sich Lotti nie sexuell entwickeln oder ausleben. Sie blieb das brave, prüde Mädchen, das immer noch ihrem Vater gefallen wollte.“

„Da war ich schon ganz anders““ plusterte sich Dolly auf. „Mit Vierzehn wurde ich von meinem Stiefvater vergewaltigt. Das war für mich eine harte Prüfung. Ich hasste den Kerl. Er roch so widerlich.“

„Das hat aber Deiner Lust am Sex keinen Abbruch getan.“

„Die kam erst später. Mit François, als ich mit Achtzehn in Paris war. Er war Künstler, völlig mittellos. Ich war jung und schön – und verdiente für zwei, nein für zwanzig. Die Verehrer lagen mir zu Füßen. Haute Volée, Millionäre, verrückte Amerikaner – ich konnte alle haben. Und sie bezahlten!“

„Du hast aber auch dafür bezahlt“, gab Alexander zu bedenken. „So konntest Du nie heiraten und Kinder haben.“

„Das stimmt“ nickte Dolly. „Das ist mein einziger *chagrin*.“

„Du siehst“, rief Alexander aus, „Paris geht Dir immer noch nach“.

Er nippte an seinem Champagner. Auch Dolly schwieg.

Nach einer Weile ergriff sie wieder das Wort. „Sag mir, Alex, warum Du mich nach zehnjähriger Pause hast kommen lassen. Was ist es?“

Der alte Mann seufzte. „Du weißt, Lotti ist schon lange tot. Gott sei ihr gnädig. Sie war eine gute Frau. Auch haben wir keine Kinder.“

“Das weiss ich alles“ unterbrach ihn Dolly. „Zur Sache: was willst Du von mir?“

“Ich will“ – Alexanders Stimme zitterte ein wenig – „dass Du mich mit dem kostbaren indischen Dolch, der über meinem Bett hängt, erdolchst. Und zwar am kommenden 1. Februar – auf den Tag genau am Jubiläum unseren 50-jährigen Zusammentreffens.“

“Das kann aber nicht Dein Ernst sein.“

„Er ist es aber. Ich will sterben, kann das aber nicht allein tun. Du musst mir helfen.“

„Da verlangst Du aber zuviel von mir. Ich habe ich immer noch gern. Nebst meinem Hund, den ich auch Alex getauft habe, bist Du das Einzige auf dieser Welt, das ich wirklich liebe. Also, schlag Dir die Idee aus dem Kopf.“

“Das kann ich aber nicht. Sie ist in mir fix eingebrannt. Ich bring sie nicht mehr weg. Sorry!“

Dolly schien einen Moment zu überlegen. Ihre glatte Stirne, von mehren Faceliftings geglättet, zog sich etwas kraus.

„Ich tue das nicht gerne, Du weißt das. Aber wenn Du unbedingt willst – dann können wir darüber reden. Was bringt mir das?“

“Eine Million in bar. Echte Banknoten, die ich am Morgen des 1. Februar selbst bei der Schweizer Universalbank abheben werde. Ich werde punkt neun mit einem Kofferchen an den Hauptsitz gehen an der Bahnhofstrasse. Um 9.15 Uhr werde ich die Bank mit tausend Tausendernoten verlassen. Um punkt 12 Uhr mittags musst Du mich erdolchen. Ich werde meinen schönsten Anzug tragen.“

“Aber was denn, wenn ich im letzten Moment vor der Tat zurückschrecken werde? Ich kann das doch nicht tun.“

„Das ist ganz einfach. Zuerst genehmigen wir uns eine Flasche Champagner. Dazu gibt es Lachsbrötchen und etwas Kaviar. Ich übergebe Dir das Kofferli mit den 1000 Noten. Dann nehme ich ein Schlafmittel. Nach dem Kaffee und einem Cognac der Extraklasse lege ich mich aufs Bett. Ich schlummere bald ein. Punkt 12 Uhr kommst Du, wenn die grosse Uhr im Vestibül geschlagen hat. Du stösst mir den Dolch genau ins Herz. Dort lässt Du ihn stecken. Dann gehst Du leise aus dem Schlafzimmer, und ebenso leise aus dem Haus.“

“Aber was denn, wenn mich jemand sieht, wie ich aus dem Haus komme?“

“Auch an das habe ich gedacht. Du kommst per Taxi zu mir. Beim Hinausgehen

benutzest Du die Türe am unteren Eingang des Parks, die ich für Dich offen lassen werde. So einfach. Dann bist Du in einer ganz anderen Strasse. Niemand wird Dich erkennen.“

„Muss ich dann einen Mantel mit hochgestecktem Kragen und schwarze Sonnengläser benutzen?“

„Genau so. Und bitte vergiss Deine schwarzen Luxuslederhandschuhe nicht. Hinterlass keine Abdrücke – sonst bist Du geliefert!“

„Nein, so dumm bin ich doch wieder nicht“, beruhigte ihn Dolly.

„Aber nochmals“, begann sie wieder, „ist das wirklich kein Scherz?“

„Gewiss nicht, Ehrenwort. Ich habe auf dieser Erde nichts mehr zu suchen und will gehen. Du wirst mir helfen, meinen Wunsch zu verwirklichen. Das ist alles.“

„Bin ich dann keine Mörderin?“

„Nein. Nur Erfüllungsgehilfin, in meinem Auftrag. Nicht mehr und nicht weniger.“

„Trotzdem: Ich werde nach der Tat ein schlechtes Gewissen haben.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Alexander mit sichtlicher Kälte. „Die Million wird Dir helfen, Dein schlechtes Gewissen zu trösten.“

„Dann ist ja alles wieder gut.“ Das kindliche Gemüt in Dolly brach wieder voll durch. „Du willst sterben – ich helfe Dir. Dann sind wir ja quitt.“

„Ja, ganz quitt“, antwortete der alte Mann, für den dieses Gespräch damit beendet war.

16 DAS WALDBAD

Ich habe starke Erinnerungen an das Kirschenpflücken während meiner Jugendzeit. Im Sommer verbrachte die ganze Familie Manche Stunden auf den Bäumen, um die süssen Früchte herunter zu holen.

Am Ende der diesjährigen Erntezeit packte mich die Lust auf Kirschen. Ich parkte mein Auto am Rande des Feldweges, der zu unserem Kirschland führt.

Dann ging ich von Baum zu Baum, um zu sehen, ob es noch etwas Kirschen hatte. Zum Glück fand ich eine kurze Leiter, welche bei einem Baum angestellt war. So konnte ich auch einige Meter in die luftige Höhe steigen, um einzelne Kirschen aus den *BüscheIn* heraus zu pflücken, die noch nicht überreif und faul waren.

Für Städter mag das alles etwas fremd und exotisch klingen. Für Menschen *vom Land*, zu denen ich gehöre, ist das reine Gewohnheit. Noch heute, mit nahezu Sechzig, kann ich mit einer langen Leiter in den höchsten Baum steigen, um besonders schöne Kirschen zu erhaschen, ohne dass mir die Idee überhaupt käme, ich könnte fünf oder sechs Meter, also die Höhe von zwei bis drei Stockwerken, hinunter fallen und mir das Genick brechen.

Leider hatte ich bei meiner Kirschenexpedition bei schönstem, warmem Sommerwetter keine Korb bei mir, um die dunklen, fast schwarzen Früchte zu sammeln. Ich behalf mich mit einem Plastiksack, was jedem richtigen Kirschenpflücker als Sakrileg vorkommen muss. Der richtige Pflücker trägt den *Kratten* aus Weidengeflecht auf der Höhe seiner Taille, mit einem Gurt am Körper festgemacht. So kann er eine einzelne Kirsche oder ganze *Gruppele* nach dem Pflücken bequem zwischenlagern, bevor er die köstlichen Früchte in ein *Körbli* leer, in dem 10 Kilo Platz haben.

Zu meinem Glück fand ich einen relativ jungen Baum, der noch recht viel Früchte trug der *harten Sorte*. Diese Kirschen sind grösser als andere Sorten, knackiger zum Essen, haben aber nicht das gleich süsse und intensive Aroma der *weichen Sorten*.

Ich ass viele dieser Kirschen direkt vom Baum. Sie mundeten mir herrlich. Den Rest meiner Pflückbemühungen landete im weissen Plastiksack, den ich an einen Ast angebunden hatte. Der Sack wölbte sich mehr und mehr, prall mit Kirschen gefüllt.

Kirschen kann man pflücken, indem man nur die einzelne Frucht vom Stiel reisst, oder die einzelne Kirsche samt dem einige Zentimeter langen Stiel vom Baum löst. Beide Methoden sind gebräuchlich. So hatte es schliesslich in einem Plastiksack Kirschen mit und ohne Stiel.

Dieses Kirschenpflücken versetzte mich nicht nur Jahrzehnte zurück in meine Jugendzeit. Es verschaffte mir auch das Vergnügen, mitten in einer intakten Natur zu sein. Mein Blick schweifte beim Pflücken, hoch oben im auf der Leiter, zum nahen Hügel, zum Wald und zum fernen Horizont. Kein Laut war zu hören, ausser dem Summen der Insekten, welche sich auch an den reifen Früchten göttlich taten.

Auch die Farbenpracht hob meine Stimmung. Die Wiese und die Kirschbäume waren grün, das nahe Weizenfeld, das so gut duftete, gelb, und der Himmel tiefblau. In

Gedanken sah ich unser Kirschland auch im Mai, wenn die schwarzen Stämme der Bäume und das Weiss der Kirschblüten einen wunderbaren Kontrast ergeben.

Nach einer Stunde auf den Bäumen hatte ich genug Kirschen gegessen und gepflückt. Ich liess die Leiter am Baum stehen. Vielleicht würde mein Bruder oder ein Verwandter auch noch auf die Idee kommen, einige Kirschen zu holen.

Zurück in meinem Auto, hatte ich die Idee, bis zum nahen Waldrand zu fahren. Dort parkierte ich wieder meinen Wagen.

Nun tauchte ich in den dichten Buchenwald ein. Zu meiner Überraschung war dieser angenehm kühl. Ich fühlte mich wie in einem Waldbad.

Ich überlegte mir, woher der deutliche Temperaturunterschied zum Kirschland wohl kommen könnte. Als Erklärung fiel mir ein, dass die Buchenkronen das Hereindringen der Sonnenstrahlen in den Wald verhindern, sodass dieser die Kühle noch lange während des Tages behalten kann, die in der Nacht zuvor geherrscht hat. Auf dem Kirschenland hatte ja die Sonne überall vollen Zutritt, da die Bäume in relativ grossen Abständen voneinander standen.

„Das muss es sein“, sagte ich zu mir selbst. Dann genoss ich noch während längerer Zeit beim Spazieren im Wald diese Kühle, die mit der Hitze des Kirschlands so angenehm kontrastierte.

17 SKIFAHREN MIT HANDICAP

Als ich jung war (so beginnen alle Geschichten älterer Menschen!) war die Schweiz eine führende Skinationen. Die Zurbriggens, Müller und andere führen der Weltelite um die Ohren. Ich erinnere mich, dass ich im Wallis einmal einen Slalom „live“ verfolgt habe in Begleitung meiner damaligen Freundin und meinem zweiten Sohn (der während des Rennens verloren ging, von mir mir dann zum Glück wieder auf dem riesigen Parkplatz im Tal gefunden worden ist).

Heute ist alles anders.

Letzten Samstag sah ich mir im Fernsehen das Lauberhornrennen an. Die äusseren Bedingungen waren phantastisch. Blauester Himmel, wunderbare weisse Viertausender als imposante Kulisse. Die Kommentaren konnten sich nicht genug darin tun, die Strecke und die umliegende Natur zu preisen.

Das Rennen selbst war für Schweizer Fans eine einzige riesige Enttäuschung. Die Swiss Cracks hatten leider den falschen Ski oder den falschen Tag erwischt. Sie führen der ausländischen, insbesondere deutschen Konkurrenz nur hinterher. Der beste Schweizer landete auf einem Platz hinter den ersten Fünfzehn.

Eine nationale Katastrophe! Wie mir ein Freund erzählt hat, war der Alkoholkonsum in Wengen, dem Zielort der Abfahrt, am Samstagabend auch entsprechend hoch. Der Frust musste hinunter gespült werden.

Ich habe nun eine Idee, die so einfach ist, dass noch niemand ausser mir darauf gekommen ist.

Im Golf haben wir das Handicap. Jeder Spieler wird nach seiner Stärke rangiert. Er erhält individuelle Bonuspunkte im Vergleich zur bestmöglichen minimalen Punktzahl, um einen gegebenen Golf-Course zu beenden. Angenommen, die perfekte Punktzahl ist 60, und mein Handicap ist 20, so darf ich 81 Schläge machen, und bin immer noch sehr gut klassiert. Natürlich schlägt mich der Pro mit seinen 72 Schlägen, und einem Handicap von 12. Er gewinnt gegen mich mit „netto“ 60 (er) gegen 61 (ich) Punkten.

Das gleiche System könnte auf die Skirennfahrer angewendet werden. Ein österreichischer Topfahrer hätte ein Handicap von 5. Der Schweizer Crack würde ein Handicap von 10 erhalten, je nach seinem Alter, dem Palmares seiner individuellen Karriere und seiner Spezialisierung.

Hannes Hammer, der österreichische Topmann, ist 22, hat schon 10 Weltcuprennen gewonnen und ist in der Abfahrt spezialisiert. Er hat das Handicap 5. Die komplizierte Berechnungsformel müssen wir hier nicht erörtern.

Peter Abigglan, Schweizer Nachwuchshoffnung ist 19, hat noch kein Weltcuprennen gewonnen und ist eigentlich Slalomspezialisiert. Er startet in der Abfahrt mit dem Handicap 10.

Am Schluss gibt es eine doppelte Wertung. Zum einen die Herkömmliche: Hammer siegt mit grossem Vorsprung vor der gesamten Konkurrenz.

Abigglen wird Fünfter mit einer ebenfalls sehr guten Zeit.

In der zweiten, um das Handicap korrigierten Wertung ist Abigglen Erster vor Hammer – danke seinem doppelt so hohen Handicap.

Beide Wertungen werden parallel geführt – die Konventionelle mit den absolut besten Zeiten und die Neue mit der Berücksichtigung des individuellen Handicaps der Fahrer.

Diese doppelte Wertung könnte Ansporn für jüngere Fahrer sein, sich zu verbessern. Sie würde auch dem Schweizer Naturell besonders entgegen kommen. Jede Leistung wird in den Zusammenhang der individuellen Ausstattung und Befindlichkeit gestellt.

Am nächsten Morgen wären die österreichischen Zeitungen voll des Lobes über den Abfahrtsersten Hammer, der es den lahmen Enten aus der Schweiz und anderswo wieder einmal gezeigt hat.

Am gleichen Morgen würden sich die Schweizer Zeitungen in Superlativen überschlagen über die tolle Leistung des Schweizers Abigglen, der in der Handicap-Wertung überraschend Erster geworden ist. Im BLICK stände auf der ersten Seite: SCHWEIZER GEWINNT LAUBERHORN – in Riesenlettern notabene.

Derart könnten alle zufrieden sein – Österreicher und Schweizer.

Wer greift meine Idee auf?

Zum Lohn möchte ich nur an das nächste Lauberhornrennen eingeladen werden, um dort in einer VIP-Lounge Champagner zu schlürfen, rassige Schneehäschen zu bewundern und – an einem Monitor oder auf einer Grossleinwand – das gleiche Spektakel zu bewundern, das ich zuhause im Fauteuil auch haben kann (erst noch in Pantoffeln und in der Wärme).

Sie sehen, lieber Skiverband – selbst Erfinder können bescheiden sein.

18 DIE DICHTERKLAUSE

Um Dichter zu sein oder zu werden, braucht es ideale Produktionsbedingungen.

Ich beschreibe gerne, wie ich mir diese vorstelle und wo ich sie bisher am Besten angetroffen habe.

Zuerst einmal braucht es Musse. Ich muss mich an einem Wochenende in einem Stadium des latenten Nichtstuns befinden. Nichts und niemand wartet auf mich. Ich bin ganz mir überlassen. Ich habe keine Pflichten. Ich habe nichts vor.

Vor mir liegt ein ganzer Tag oder ein ganzer Abend, die völlig frei sind.

Dann braucht es zudem mein Notebook, eine Art moderner Schreibmaschine, ein Tisch und ein solider Stuhl.

Dazu kommt noch die Ruhe. Ruhe in mir selbst – aber vor allem Ruhe, die mich umgibt. Ich bin ganz allein.

Ich kann mich auf den Stoff, den ich zu Papier bringen will, voll konzentrieren. Nichts und niemand lenkt mich ab. Ich lebe in der Handlung, die ich gerade erzähle.

Dieser intensive Prozess des Schreibens kann Stunden gehen. Es kommt vor, dass ich an einem Abend oder in einer Nacht bis zu zehn Maschinenseiten schreiben kann. Dafür brauche ich ungefähr sechs bis acht Stunden.

Meist schreibe ich dann ohne Unterbruch. Solange, bis ich Schmerzen in meinem rechten Arm habe. Ich schreibe alles nur im Einfingersystem!

Meine Schreibleistung wird durch einen starken Kaffee, einen guten Cognac und eine auf mich wartende Zigarre unterstützt. Die Montecristo rauche ich erst, wenn das Tages- oder Nachtwerk vollbracht ist.

Ich liebe auch eine dezent laute klassische Musik aus einem CD-Recorder, die eine anregende Wirkung auf mich ausübt.

Da das Schreiben für mich nur ein Abend- und vor allem Wochenendhobby ist, und ich im Hauptberuf einer geregelten Arbeit nachgehe, kann ich natürlich nicht so produktiv sein, wie ich eigentlich möchte. Der grosse Vorteil der Pausen, welche mir meine Brotarbeit beim Schreiben aufzwingt, ist, dass ich diese Unterbrüche nutzen kann, um meine „Batterien“ wieder aufzuladen und um den Handlungsfaden bei Geschichten weiter zu entwickeln. So starre ich nie in den Bildschirm des Notebooks oder auf ein weisses Papier, ohne dass ich weiss, was ich schreiben will. Kommt der Moment, in dem ich endlich wieder Zeit zum Schreiben habe, ist in mir alles bereit. Ich muss das Vorbereitete und Gespeicherte, das sich in mir über Tage oder Wochen angesammelt hat, einfach niederschreiben. Da hilft mir mein gutes Gedächtnis.

Der beste Ort zum Schreiben, den ich bisher hatte, war ein Patrizierhaus in den Bündner Bergen, das einer adligen Familie aus Basel gehört. Dort hat es einen

langen Gang im Erdgeschoss, eigentlich ein Gewölbe, das als Ess- und Aufenthaltsraum dient. Ein wuchtiger Holztisch diente als Unterlage für mein Notebook. Dort setzte ich mich gerne am Abend hin, völlig abgeschirmt von der Aussenwelt, und widmete mich bis tief in die Nacht dem Schreiben.

Blickte ich von meinem Notebook auf, sah ich nur an die weiss gekalkte Wand des Gewölbes, in dem ich mich befand. Oder besser gesagt: des Tunnels, welcher das Gewölbe quer durch das Haus aus dem 18. Jahrhundert bildete.

Ich fühlte mich fast wie ein ungeborenes Kind im Mutterleib, fern der Welt, in einem geschützten Umfeld, in dem mir nichts passieren konnte.

Diese angstfreie, spannungsfreie Umgebung und Atmosphäre schuf in mir die Voraussetzung zum schöpferischen Schreiben.

Leider haben die Besitzer des Hauses in den Bergen in der Zwischenzeit beschlossen, ihr Anwesen nicht mehr an Dritte auszumieten. Es bleibt nur noch für die Familie und deren Freunde offen.

Diesen Verlust bedaure ich sehr. Nimmt meine schöpferische Leistung nun mehr und mehr ab, wird dies nicht nur dem Alter zuzuschreiben sein, aber auch dem Verlust meiner Dichterklause in den Bergen.

Unmittelbare Konsequenz davon wird sein, dass ich Kommissar Tarnuzzer, dem mir ganz sympathisch war, nach dreizehn Einsätzen aus dem Verkehr ziehen werde. Ohne in der Gegend zu sein, in dem seine Fälle spielen, fehlt mir die richtige Umgebung, um weitere Handlungen zu erdichten, in denen er die Hauptrolle spielt.

Doch das ist alles nicht so tragisch. Die Welt wird es überleben, dass ich künftig weniger schreiben werde – umso mehr ich bisher noch keine Zeile publiziert habe, nicht einmal im Selbstverlag.

Auch ist es immer noch möglich, dass sogar diese Veröffentlichung im Selbstverlag unterbleibt. Dann kann ich nur sagen: Das Schreiben hat mir trotzdem Spass gemacht. Ich habe dabei viel gelernt und meinen Horizont erweitert. Das hat sich allemal gelohnt.

19 COMPUTER - DENKEN

Der Einfluss des Computers heutzutage auf alle Bereiche unseres Lebens ist ungeheuer. Nichts geht mehr ohne Computer.

Was jedoch noch erstaunlicher ist, ist das Ausmass, in dem sich unser Denken an die Befehlsstruktur des Computers angleicht.

Beispiel 1: Zwei Menschen haben seit langem eine Beziehung. Diese ist nicht mehr so gut, wie sie einmal war. Die vielfältigen Gründe dazu übergehen wir. Was machen die beiden? Sie beschliessen, ihre Beziehung zu beenden. Es handelt sich um Walter und Anna.

Walter beschliesst, fortan sein Leben ganz ohne Anna zu führen. Er sagt zu seinem Geschäftskollegen: „Ich muss Anna aus meinem Empfinden und Gedächtnis, noch einfacher gesagt, aus meinem Leben *delete*n. So wie man im Computer eine Datei löscht, will also Walter Anna aus seinem Leben löschen. Wups – schon ist alles weg, und Platz für Neues – im Computer wie im Leben.

Der Computer ist immerhin so freundlich, dass er gelöschte Dateien zuerst in den „Papierkorb“ verschiebt. Dort muss der Benutzer die Datei ein zweites Mal löschen – unwiderruflich, diesmal. So ist es auch mit Beziehungen – so rach und einfach gehen sie nicht weg.

Anna tut das Gleiche. Sie erzählt ihrer besten Freundin: „Du, mit Walter ist es fertig.“ Die Freundin antwortet: „Das ist ja wahnsinnig! Ihr waret doch ein so tolles Paar. Sag mir, was die Gründe sind?“ „Nein“, kommt es von Anna. „Ich habe Walter vollständig aus meinem Gedächtnis und Leben *deleted*. Ich will und kann mich dazu nicht mehr äussern.“ „Schade“ meint die Freundin. „Er hätte mir eigentlich auch gefallen.“

Beispiel 2: Pop-ups. Plötzlich erscheint auf dem Computerbildschirm ein Programm, das wir uns gar nicht gewünscht haben. Das Leben ist auch voller Pop-ups. Dinge kommen an die Oberfläche, die wir glaubten, vergessen zu haben. Unangenehme Sachen verfolgen uns plötzlich wieder, die wir glaubten, ein für alle Mal erledigt zu haben. Im Computer ist es oft eine mühsame Geschichte, die Pop-ups wieder zu löschen. Im wahren Leben auch.

Beispiel 3: Hartnäckige Viren. Wie bekommen wir ein Spy-Programm wieder weg, das sich in unsere Programme auf dem Compi eingenistet hat? Die gängigen Anti-Spy-Programme geben dazu gute Anleitungen. Schritt 1: Wir müssen das Spy-Programm, das unseren Computer ständig auskundschaftet, zuerst einmal identifizieren. Zweiter Schritt: Wir müssen das gefundene Spy-Programm isolieren, d.h. auf eine besondere Datei ablegen, wo es keinen Schaden mehr anrichten kann. Schritt 3: Wir müssen das besagte Spionage-Programm einzeln manuell löschen, in einem bewussten *Delete*-Schritt. Dann ist es für immer weg. Diese Vorgehensweise können wir auch auf hartnäckige Probleme in unserem Leben anwenden: Zuerst identifizieren wir diese lästigen Probleme, dann legen wir sie bewusst auf die Seite, und dann „löschen“ wir sie einzeln – wir üben Verzicht.

Der Tag ist nicht mehr ferne, an dem unser ganzes Leben mit der gleichen Logik ablaufen wird, die den Computerprogrammen und den Computerbefehlen zugrunde liegen. Schon heute ist unser Denken stark vom Computer geprägt. Künftig wird das noch mehr der Fall sein. Der Kopf des Menschen ist dann einfach ein besonders gutes Exemplar eines Computers, mit einem Rechner mit sehr grosser Kapazität und ausnehmend gutem Gedächtnis bzw. *memory*, der es mit Topmodellen der Branche gerade noch aufnehmen kann. Er denkt und handelt, wie es der Computer auch tun würde, genau so, wie er programmiert ist. Die wahre Macht wird dann bei den Computerprogrammierern liegen. Bill Gates wird zum neuen Gott werden in dieser Zukunftswelt, aus der alles Leid und alle Sünde verbannt sein wird.

Indem alles kontrollierbar und berechenbar, und alles zählbar, verschwindet alles Unberechenbare, Zufällige, und damit auch alles Schlechte.

Der Computer wird zur unfehlbaren Autorität und neuen moralischen Anstalt, wie es früher die Kirche war.

Noch sind wir noch nicht in dieser *brave new world*. Doch es geht schneller dorthin, als wir glauben.

20 DIE RICHTIGE RICHTUNG

Mitten in Bärenstadt, auf einem belebten Platz, fragte mich vor einiger Zeit eine hübsche junge Dame nach der Richtung.

Sie wissen ja, wie es ist, wenn Wildfremde uns nach dem Weg fragen. Wir kommen in eine Art freudige Erregung hinein. Wir können Gutes tun, helfen. Wir bringen unsere Ortskenntnis nutzbringend an den Mann oder die Frau.

Die junge Dame wollte von mir wissen, in welcher Richtung es zum Bärengraben ginge.

„Das ist ganz einfach“, antwortete ich. „Zum Bärengraben geht es hier links von uns geradeaus, immer geradeaus. Zuerst kommt die Marktgasse, dann der Zytgloggerturm, dann die Kramgasse und dann die Gerechtigkeitsgasse. Dann kommt noch eine Brücke – und rechts davon befindet sich der Bärengraben.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte die junge Dame zu mir, die ihr freundlichstes Lächeln aufsetzte. „Nun weiss ich wenigstens, wie ich zum Bahnhof komme. Ich muss nämlich gar nicht zum Bärengraben. Ich muss zum Bahnhof. Da ich aber einen schlechten Orientierungssinn habe, weiss ich nur, dass der Bahnhof in der entgegengesetzten Richtung vom Bärengraben ist. Da Sie mir nun die richtige Richtung zum Bärengraben angegeben haben, werde ich auch den Bahnhof finden.“

Nach einer kurzen Pause fügte sie bei: Zu ihm geht es von hier aus also rechts, und nicht links.“

„Ja, genau!“ rief ich aus. „Rechts kommen Sie zur Spitalgasse, und zur Heiliggeistkirche, und schon sehen Sie den Bahnhof vor sich.“

„Danke vielmals!“ hörte ich die junge Dame noch sagen, die sich schon auf den Weg zu ihrem Zug gemacht hatte – richtig, wie ich ihr empfohlen hatte, durch die Laube rechts von uns längs der Spitalgasse, also in umgekehrter Richtung vom Bärengraben.

Als ich allein mitten auf der Kreuzung stand zwischen Bärengraben und Waisenhausplatz stand, und der jungen Dame nachblickte, musste ich plötzlich für mich lachen.

Hat die junge Dame nicht recht? Ist die richtige Richtung nicht öfters das Gegenteil von dem, das wir kennen oder gerade machen?

Das beste Beispiel ist ja die Berufswahl. Nur 10-20 Prozent aller Personen sind im Beruf tätig, den sie als wahren Traum und Berufung empfinden. Die andern 80-90 Prozent machen, was sie mehr oder weniger zufällig gewählt oder vorgesetzt bekommen haben.

Wie gut wäre es doch, wenn wir die richtige Richtung öfters als das Gegenteil von dem definieren würden, was wir bereits kennen oder wissen oder gerade tun, wie es die junge Dame getan hat.

21 DER REIZ

Goethe hatte mit seinem Ausspruch recht: „Und ewig lockt das Weib.“

In der modernen Zeit, in der wir leben, hat sich durch die totale weibliche Emanzipationen, die ich grundsätzlich begrüße, sehr viel verändert.

Aber noch immer lockt das Weib. Kürzlich bestieg ich im Zug von Olten nach Bärenstadt. Ich nahm gegenüber eine Dame Platz, die von Kopf bis Fuss perfekt gestylt war.

Obschon ich mich meiner Morgenzeitung widmete, und die auch aufmerksam las, konnte ich es nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Dame zu werfen, die um die Dreissig sein musste.

Ihr Blick war eher streng. Sie war damit beschäftigt, eine Frauenzeitschrift nach der anderen zu begutachten. ‚Das muss eine Moderedaktorin sein‘, ging es mir durch den Sinn. Ihr Tailleur war perfekt geschnitten. Der Rock war kurz. Ihre langen Beine, die von rauchschwarzen Seidenstrümpfen umhüllt waren, kamen damit sehr gut zur Geltung. Die Füsse der Dame, welche sie ständig etwas bewegte, staken in eleganten schwarzen Lederschuhen mit Absätzen, die sehr feminin wirkten.

In der Wüste schlecht oder salopp gekleideter Frauen hatte ich per Zufall wieder einmal eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts angetroffen mit dem gewissen Etwas, mit Chic und *chien*, wie die Welschen sagen. Ich dachte zu mir: Das muss eine Französisch sein.

Die Anziehungskraft der Dame war gegeben. Zugleich ging von ihr auch eine beträchtliche, oder gar berechnete Kälte aus. Die Dame wünschte sicher nicht, gestört zu werden. Dazu sah sie zu streng und zu konzentriert in die Welt.

Für meinen Teil hatte ich auch überhaupt keine Absicht, die Dame in ihrer Lektüre zu stören. Das gehört sich erstens nicht. Und zweitens bin ich mit Sechzig über das Alter hinaus eines Mannes, der eine Frau um die Dreissig noch interessieren könnte. Deshalb habe ich es längst aufgegeben, eine wildfremde Frau im Zug oder anderswo anzusprechen. Das wäre schlicht unhöflich, und eben auch vom Altersunterschied her nicht angebracht.

Was mir jedoch gefällt, ist die offene Sprechkultur der heutigen jungen Leute. Sie sprechen sehr viel miteinander, auch wenn sie sich nicht oder kaum kennen, und sind miteinander sofort auf Du-Basis, was den Austausch erleichtert.

Die Dame im Zug war etwas ganz Anderes. Sie kam mir vor wie eine marmorene Statue im Park. Schön und unnahbar. Es ging von ihr gewiss eine Anziehung aus, aber mehr die einer *Femme fatale*, einer dunklen, unbekanntem Kraft, die etwas Angst macht.

In Bärenstadt zog ich meinen Mantel an und verliess das Abteil mit der schönen Dame. Ich sagte nicht einmal Adieu. Das wäre ja auch eine Störung gewesen. Die Dame blickte noch immer unverwandt und starr in ihre Modezeitschriften.

22 AUF DEM FRIEDHOF

Seit dem Tod meines jüngeren Sohn bin ich öfters auf de grossen Friedhof in Bern anzutreffen, der nicht unweit vom Bremgartenwald liegt.

Es handelt sich um eine sehr grosse Friedhofanlage, die sehr gut unterhalten wird.

Mitten im Friedhof, auf einer offenen Lichtung, befindet sich das Grab meines Sohnes.

Zuerst gehe ich in den Blumenladen der Friedhofgärtnerei, in dem schöne Blumen und Stöcke zu kaufen sind. Die Auswahl des passenden Strausses braucht immer etwas Zeit. Zahlen tut man selbst mittels des Einwurfes des Geldes in eine Art Opferstock. Ehrlichkeit ist Trumpf.

Dann gehe ich eine lange Allee entlang, gesäumt mit hohen Bäumen. Dahinter öffnen sich links und rechts die Gräberfelder.

Beim Grabplatz angekommen, wo die Asche meines Sohnes ruht, entferne ich zuerst die alten Blumen, die verwelkt sind. Ich werfe sie in einen Abfallcontainer und hole für die Vase frisches Wasser. Dann stecke ich den neuen Strauss in die Vase, welche ich in die Friedhoferde eindrücke, damit sie schön gerade steht.

Dann bete ich längere Zeit vor dem einfachen Holzkreuz, auf dem der Namen meines Sohnes, sein Geburtsjahr und sein Todesjahr, stehen. Ich bitte Gott, ihm und uns zu vergeben und meinen Sohn in den Himmel aufzunehmen.

Mein Blick schweift zu den anderen Holzkreuzen kürzlich Verstorbener und zu der grossen Vielfalt von Grabsteinen, die es auf diesem Gräberfeld der jüngsten Zeit gibt.

Schaue ich nach unten, sehe ich verschiedene Andenken, die von Freunden meines Sohnes auf der Anpflanzung des Grabes platziert worden sind: Ein Feuerzeug, das meinem Sohn gehört hat, ein Engelchen aus Gips, eine vergilbte Rose, eine Kerze.

Die Trauer überkommt mich, die Erinnerung, der riesige Verlust. Ich weine.

Ich fasse ich mich wieder. Ich bete nochmals. Dann verlasse ich das Grab meines Sohnes, nachdem ich die Kerze nochmals angezündet habe, die ich das letzte Mal für die Festtage gebracht hatte. Ich blicke immer wieder zurück. Ich möchte nochmals einen Blick auf die brennende Kerze erhaschen.

Dann sehe ich nichts mehr vom Grab meines Sohnes. Ich weine nochmals. Der Allee entlang geht es wieder Richtung Blumenladen und Ausgang. Ich seufze nochmals tief. Ich wische mir die Tränen ab. Dann holt mich das Leben wieder ein und seine täglichen Sorgen und Probleme.

Ich wäre so froh, mein Sohn und seine Freundin wären noch am Leben! Wie viel hätte es ihnen noch geben können – und wie viel sie ihm. Doch es ist leider anders gekommen. Der Herr sei ihnen gnädig und gebe ihnen seinen Frieden.

(leere Seite)

(Ende von Band 2)